Tönnies-Forum

Rundbrief
der Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft e.V.

Inhalt

3 Editorial | 5 Ferdinand Tönnies, *Lars Clausen* | 12 Ferdinand Tönnies und Helmuth Plessner, *Katharina Peetz* | 33 Zu Tönnies' Entwicklungsgeschichte, *Baron Cay von Brockdorff* | 35 Die Öffentliche Meinung ist sozialer Wille, *Miriam Mentz* | 46 Amt für unlösbare Probleme gegründet, *Arno Bammé* | 48 Ferdinand Tönnies, *Richard Albrecht* | 55 Deutschland kocht über ..., *Uwe Carstens* | 59 Der Bildhauer Raimund Kittl, *Uwe Carstens*

1/2012, 21. Jahrgang

Tönnies-Forum
Heft 1, 2012

Editorial 3

Lars Clausen
Ferdinand Tönnies 5

Katharina Peetz
Ferdinand Tönnies und Helmuth Plessner 12

Baron Cay von Brockdorff
Zu Tönnies' Entwicklungsgeschichte 33

Miriam Mentz
Die Öffentliche Meinung ist sozialer Wille 35

Arno Bammé
Amt für unlösbare Probleme gegründet 46

Richard Albrecht
Ferdinand Tönnies 48

Uwe Carstens
Deutschland kocht über ... 55

Uwe Carstens
Der Bildhauer Raimund Kittl 59

Impressum Tönnies-Forum. Rundbrief der Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft e. V. für ihre Mitglieder und Freunde. Erscheint mindestens zweimal jährlich. Der Bezug ist für Mitglieder im Jahresbeitrag enthalten, Nichtmitglieder können das Tönnies-Forum als Einzelheft (EUR 8,00) oder im Jahres-Abonnement (EUR 16,00) erwerben. Herausgegeben im Auftrage des Vorstandes von Dr. Uwe Carstens (v.i.S.d.P.),
Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft e.V., Freiligrathstr. 11, D-24116 Kiel
Tel. +49 (0)431-55 11 07, Fax +49 (0)431-55 29 93.
E-mail ftg-kiel@t-online.de. FTG im Internet: http://ftg-kiel.de
2012, 21. Jahrgang, Heft 1 **ISSN 0942-0843**

Editorial

„Er (Tönnies) schätzte das dialektische Schillern der Gedanken nicht, zeitlebens sah er darauf, exakt und pragmatisch zu sein – das ebnete seinen Gedanken in Nordamerika den Weg. Er mochte auch die Statistik gern. Er machte kein Wesen um sich: ein kleiner, fast zierlicher Mensch, bärtig wie ein deutscher Professor. Man darf ihn sich fleißig ausschreitend auf dem Eiderstedter Deich vorstellen.“ So bildreich beschrieb der 2010 verstorbene langjährige Präsident der Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft, Lars Clausen, in dem Buch „*Ferdinand Tönnies. Soziologe aus Oldenswort*“, das Arno Bammé 1991 herausgegeben hatte, den Begründer der Soziologie in Deutschland. Wir beginnen das erste Tönnies-Forum in diesem Jahr mit einer erneuten Vorstellung des Kieler Wissenschaftlers durch Lars Clausen, die dieser 2006 für die Publikation Christiana Albertina schrieb.

Bereits Cornelius Bickel hob sowohl Ferdinand Tönnies als auch Helmuth Plessners Nähe in der typologischen Unterscheidung von „Gemeinschaft und Gesellschaft“ hervor – attestierte allerdings Plessner ein zeitbedingt schärferes Sensorium für `charismatische´ Figuren. Dabei gibt Plessner der Gesellschaft vor allem auf Grund anthropologischer Argumente den Vorzug gegenüber gemeinschaftlichen Ordnungen im Sinne von Tönnies: Erst Gesellschaft biete dem Menschen den nötigen Raum und Abstand zu Anderen und sich selbst, von wo aus er sich immer wieder neu entwerfen und ausprobieren könne. Die Gemeinschaft vergewaltige dieses Grundbedürfnis des Menschen, indem sie ihn auf ein Bild, eine einzige Idee einschwöre. Dabei wiederfuhr dem 1892 in Wiesbaden geborenen Plessner ein ähnliches Schicksal wie Tönnies, denn seine philosophische Anthropologie galt nach dem Krieg als überholt und bürgerlich und wurde von Jürgen Habermas und der Frankfurter Schule geradezu bekämpft. Katharina Peetz, M.A., die zur Redaktion der Online-Zeitschrift *tg* (theologie.geschichte) gehört, widmet sich eben diesem „Gemeinschaftsbegriff“ bei Tönnies und Plessner.

„Volksversammlung und die Urversammlung bei Hobbes“ lautete am 25. Februar 1930 die Überschrift eines Artikels in den „Kieler neuesten Nachrichten“ über die Gründungstagung der Kieler Hobbes-Gesellschaft. Wie in Oxford (Hertford College) im September 1929 so auch bei der Wahl der Kieler Ortsgruppe wurde Ferdinand Tönnies zum Präsidenten und Cay von Brockdorff zum 1. Vorsitzenden (der Kieler Sektion) gewählt. Die erste Veröffentlichung der „Hobbes-Gesellschaft“ (Ortsgruppe Kiel) erschien 1932. Der hier abgedruckte Text stammt aus der Feder von Baron Cay v. Brockdorff und erschien als Heft VII 1937 – also nach Tönnies´ Tod am 9. April 1936.

„Die ökonomische Funktion der Öffentlichen Meinung“ lautete das Thema eines Seminars an der Universität der Freien und Hansestadt Hamburg. Alexander Deichsel, Leiter des Instituts für Markentechnik in Genf und Präsident der Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft, bot im WS 2011/2012 diese Veranstaltung im Institut für Soziologie an. In der Ankündigung heißt es u.a.: „Die Öffentliche Meinung wird von den Menschen

in einer bestimmten Problemlage und zu einem bestimmten Zeitpunkt ihrer Geschichte erfunden und stabilisiert. Sie soll spezifische Aufgaben übernehmen und beginnt tatsächlich, diese zu lösen: Vernunft zu fordern und Leistung zu fördern; daraus ergibt sich die Ordnung hinter der Informationsflut. Der Öffentlichen Meinung werden immer mehr Aufgaben übertragen – heute ist sie ein unsichtbarer Gerichtshof, eine in jeder Publikation, ob gedruckt oder gesendet, zu beobachtende ethische Instanz. Sie hat eine bedeutende Industrie hervorgebracht, deren ununterbrochen erzeugte Produkte für die Organisation gesellschaftlicher Zusammenhänge wichtig geworden sind. Insbesondere deshalb, weil die örtlichen Lebenskräfte gemeinschaftlicher Art an Menge und Eigenwillen zugenommen haben.“ Miriam Mentz stellt hier im Forum ihre Seminararbeit vor.

Am 3. Dezember 2011 eröffnete die von Bazon Brock gegründete Denkerei mit dem Amt für Arbeit an unlösbaren Problemen und Maßnahmen der hohen Hand (in Kooperation mit der Leuphana Universität Lüneburg). Monatlich finden Veranstaltungen aus den Bereichen Kunst, Wissenschaft und Gesellschaft mit wechselnden Gästen statt. Arno Bammé, der das Institut für Technik- und Wissenschaftsforschung der Alpen-Adria-Universität in Klagenfurt leitet, stellt die „Denkerei“ vor.

Als historisch arbeitender Sozialwissenschaftler beschäftigt sich Richard Albrecht mit den Arbeitsschwerpunkten materialistische Subjektwissenschaft und kulturanalytische Sozialpsychologie. Herausragende Publikationen sind die Biographie über Carlo Mierendorff, die Studien zur deutschsprachigen antifaschistischen Emigration nach 1933 und zum Exil des Dramatikers Carl Zuckmayer. Im Tönnies-Forum würdigt Albrecht den 75. Todestag von Ferdinand Tönnies.

Sechstausend Stunden Programm werden im deutschen Fernsehen Woche für Woche ausgestrahlt. Etwa ein Hundertfünfzigstel davon widmet sich zwei der existentiellsten und befriedigendsten Beschäftigungen des Menschseins: dem Kochen und Essen. Das ist bekannt. Wenig bekannt ist, dass Ferdinand Tönnies, der ab und zu unter einem Pseudonym veröffentlichte, harmlose Begriffe (wie z.B. kochen) als Vehikel für humorvolle Texte benutzte. Hier ist ein Beispiel – auch verpackt.

Mit dem kleinen Text über den Bildhauer Raimund Kittl beenden wir die Forums-Serie über Künstler, die Ferdinand Tönnies dargestellt haben.

Ich wünsche allen einen hoffentlich angenehmen Sommer!

Kiel, im April 2012 Uwe Carstens

Ferdinand Tönnies (1855 – 1936)[1]

Von Lars Clausen

Ferdinand Tönnies ist der Begründer der deutschen Soziologie, ein großer Mann, und er war unser. Trifft das denn überhaupt zu?

Am 26. Juli 1855 wird der Großbauernsohn auf dem Haubarg „De Riep“ in Oldenswort im dänischen Herzogtum Schleswig geboren. 1872 Abitur des Sechzehnjährigen in Husum, dann Studium in Jena, Leipzig, Bonn, Berlin, Tübingen. 1877 Dr. phil. 1878 Archivstudien zu Hobbes in London (er wird dessen europäischer Wiederbeleber werden). 1878-79 am „Statistischen Bureau“ in Berlin, Schüler Adolph Wagners. 1881 Habilitation an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. 1887 Erstauflage von „Gemeinschaft und Gesellschaft“ (GuG), das bei seinem Namen auch noch die einbändigen Lexika mit nennen. Geliebt hat er Lou Andreas-Salomé, geheiratet 1894 die holsteinische Pächterstochter Marie Sieck, mit der er fünf Kinder haben wird. Leben in Hamburg, in Altona, ab 1901 in Eutin (bis zur Inflation, die das Familienvermögen zerrüttet), dann in Kiel. 1897 untersucht er den ersten großen Streik der Hamburger Hafenarbeiter, seine Urteile tragen ihm amtlich-preußisches Misstrauen ein. 1904 reist er des längeren in den USA, mit Max Weber. (Den wird er beeinflussen, aber Weber nimmt dann theoretisch einen anderen Weg; der 1920 Gestorbene wird Tönnies´ wissenschaftlichen Weltruhm noch überbieten, die wechselseitige hohe Achtung blieb.) Tönnies wird Mitherausgeber des gerade begründeten „American Journal of Sociology“. 1909 gehört er zu den Begründern der „Deutschen Gesellschaft für Soziologie“ (wird dann bis 1933 ihr Präsident) und erhält eine a. o. Professur in Kiel. 1912 die auf einmal hoch erfolgreiche Zweitauflage von GuG – man kann eigentlich bei allen Intellektuellen der Weimarer Republik davon ausgehen, dass sie es einmal zu Rate gezogen haben. 1913 wird er in Kiel zum o. Professor für Allgemeine Staatswissenschaften berufen. Emeritierung 1916 (er wird nichtsdestoweniger bis 1933 dort weiter Soziologie lehren). 1921 erster Ehrendoktor (Hamburg), 1927 der zweite (Bonn). 1933 kommt Hitler an die Macht, Tönnies wird sogleich entbeamtet. Er verarmt und muss seine besten Bücher verkaufen. Viele Schüler und Kinder von ihm emigrieren. 1935 erscheint sein letztes Werk zu Lebzeiten: „Geist der Neuzeit“. Am 9. April 1936 stirbt er in Kiel. Dort liegt er mit Marie Tönnies unter einem gemeinsamen Stein.

I. Ein Blick auf die Welt von 1855, die Tönnies vorfand

Vor 151 Jahren – 1855 – wird er also geboren, im Herzogtum Schleswig, einem Nebenland unterm dänischen Szepter, und Dänemark hat sich seit 1807 von der Vernichtung seiner Flotte durch Nelson weltpolitisch nie wieder erholt. Die Globalisierung betreiben jetzt andere, und sehr erfolgreich. Ihr Werkzeug ist der Kolonialis-

[1] Zuerst veröffentlicht in der Christiana Albertina, Heft 63, Nov. 2006, S. 63-69.

mus, absolute Hegemonialmacht das Vereinigte Königreich von Großbritannien und Irland. Daneben einige Großmächte, die es ausbalancieren muss. Darunter die Vormacht in Mitteleuropa, im „Deutschen Bund“, Österreich-Ungarn. Lange noch? Seit 1833 besteht unter seinem Ausschluss eine ganz neuartige Wirtschaftsgemeinschaft, der Deutsche Zollverein. Daraus ließe sich etwas machen, doch erst 1861 wird Bismarck preußischer Ministerpräsident werden. Tönnies, Großbauernsohn aus der Eiderstedter Marsch, ist also weit vom Schuss. Nicht einmal Akademiker sind seine Eltern, nicht einmal Großstädter. Gewiss, das nahe Husum reedert bis Nordamerika – aber nicht mehr lange.

Weit vom Schuss? 1848 brechen in Europa Revolutionen aus, alle Intellektuellen fiebern mit. (Zwei Autoren in London proklamieren sogar ein „Kommunistisches Manifest“.) Das Paulskirchenparlament konstituiert sich, sicherheitshalber verkündet Friedrich VII. die Einverleibung Schleswigs in den dänischen Gesamtstaat, demonstrativ wird es dennoch in den Deutschen Bund aufgenommen, schleswig-holsteinischer Aufstand. Preußen tritt ihm bei, marschiert in Jütland ein. Dann, 1850, werden die bald wieder allein gelassenen Schleswig-Holsteiner bei Idstedt geschlagen. Die deutsche Revolution ist bereits gescheitert, 1852 wird die Schleswig-Holstein-Frage in den Londoner Protokollen zu Gunsten Dänemarks geregelt. Nur drei Jahre später kommt der Schleswiger Tönnies zur Welt. Bis zum Abitur wird er die drei Reichseinigungskriege (1864, 1866, 1870/71) erlebt haben. Gar nicht überraschend also, dass der erste deutsche „Soziologe“ auch ihr erster globalisierender Theoretiker werden wird.

II. Der Wissenschaftler Tönnies – der Begründer der deutschen Soziologie?

Erkenntnistheoretische Grundlage

Da hat Schiller doch in seinem „Lied von der Glocke“ ganz Recht gehabt: „Wo rohe Kräfte sinnlos walten, da kann sich kein Gebild gestalten“. Denn sie negieren einander. Ein Geheimnis des entstehenden „Lebens“ könnte sein Vermögen sein, in diesem Chaos Möglichkeiten aufzuspüren und die günstigeren anzusteuern – warum das nicht „Willen“ nennen? Der reicht von den Kolonien der Einzeller bis zu den Baumgruppen im Grasland, zu den Rudeln der Tiere. Er hilft, angereichert durch Intellekt, auch im sozialen Leben der Menschen, in diesem Verdrängungskampf Aller gegen Alle. Deswegen ist der Wille auch nicht „frei“. So – ganz schopenhauerisch – auch Ferdinand Tönnies. Er prägt den Begriff des „Voluntarismus“.

Mit diesem einheitlichen erkenntnistheoretischen Konzept ab Tohuwabohu, korrigiere ab Urknall, begründete er in Deutschland eine völlig neue Wissenschaft: Das Geheimnis des sozialen Lebens sei es, den vielfältig einander verneinenden Kräften aller handelnden Menschen gegenüber eine besondere, eine ganz ausgefallene Überlebenschance willentlich zu ergreifen – die gegenseitige soziale Bejahung. Sie erscheint zunächst widernatürlich, Verneinung ist der Normalfall, aber gerade deswegen ist die Bejahung eigens erklärungsbedürftig. Wiegestalt nun die zugleich willens- und denkkräftigen Menschen ihre wechselseitigen Bejahungen ausüben, wie sie empfinden oder kalkulieren, das ist der besondere Erkenntnisgegenstand dieser neuen Wissenschaft.

Mit Auguste Comte (1798-1857) nannte er sie, wie sie heute noch bei uns heißt „Soziologie“.

„Soziologie“ als Wissenschaft

So baut der geschulte Philologe und Philosoph seine in Deutschland Bahn brechende Studie „Gemeinschaft und Gesellschaft“ auf. Im April 1887 klappt er – noch unzufrieden mit sich – das Manuskript zu. Bei diesem fürderhin auszubauenden Programm bleibt er lebenslang, ein denkerischer und empirischer Ausarbeiter des Faches, für den Natur-, Geistes- und Sozialwissenschaften den selben Prinzipien zu folgen hatten, ein „Monist“ und als solcher, ein Materialist, aber eben Vertreter des „Voluntarismus“.

In dieser Grundlagenschrift führt Tönnies aus: Einfacher werde es, eigenen Kollektiven gegenüber Bejahung aufzubauen, wenn man sich ihnen willentlich unterordne, sie als „Ziel“, sich selbst aber als „Mittel“ nehme: Das schafft nach ihm „Gemeinschaft“. Einen derart gerichteten Willen nennt er „Wesenwillen“. Ihn zu entwickeln, übt sich als erstes das Kind.

Auf Gemeinschaft fußend habe der Einzelne dann seine – keineswegs „freie“ – Chance, sich selber als „Individuum“ zu verstehen und sozial zu legitimieren. Erst Individualisten hätten dann die Kraft, sich selbst zum „Ziel“ zu nehmen und sich, um eigennützige Vorhaben zu verfolgen, mit anderen Auch-Individualisten zu einer neuartigen Form gegenseitiger Bejahung vertraglich zu verbinden, in der alle zugestandenermaßen füreinander „Mittel“ sind. Dergestalt erschaffen sie „Gesellschaft“. Einen auf Gesellschaft gerichteten Willen nannte er zunächst „Willkür“ und – sprachlich unzufrieden – endgültig dann „Kürwillen“. Diese beiden – einander wiederum verneinenden – Zweck-Mittel-Relationen machen gemeinsam eben den besonderen und somit sie rechtfertigenden Erkenntnisgegenstand der „Soziologie“ aus: „Gemeinschaft“ plus „Gesellschaft“. Beispielsweise einerseits Herdgemeinschaft und andererseits Aktiengesellschaft.

Im Modell – für uns: im Reich der Ideen, für Tönnies in der „Allgemeinen Soziologie“ – schließen die beiden Relationen, d.h. die kraft Wesen- und die kraft Kürwillens, einander aus: Entweder bin ich das Mittel oder der Zweck, entsprechend die Kollektive entweder der Zweck (Gemeinschaft) oder das Mittel (Gesellschaft).

In der „Angewandten Soziologie“ – im Reich der Wirklichkeit – können sie aber nie anders als gemischt bestehen. Das kennt man, es reicht vom Motivmix jedes Einzelnen bis zu den Strukturen ganzer Gesellschaften. Diesem Mix auf seine – oft selbstbetrügerischen, oft ideologischen – Schliche zu kommen, hat Tönnies sein soziologisches Denken vom Abitur des 16-jährigen in Husum bis zum Tod des Verfemten im NS-Kiel von 1936 gewidmet.

Somit ist seine soziologische Axiomatik tiefer fundiert als die jüngeren und später debütierenden, nachmals jedoch berühmteren Auchväter der Soziologie in Deutschland, Georg Simmels und Max Webers. Aber gerade seine sorgsame Begriffsarbeit, sein Vorgehen in kleinen und nachvollziehbaren Schritten, die allenfalls noch antike oder juristische Pointen zuließen, sie erklären den größeren Erfolg des Hörsaalzauberers und mit Alltagsbeispielen stets überraschenden Simmel und des politisch wuchtigen und historisch (nicht deduktiv) typenbildenden Weber. Beide vermochten ihn als

„Begründer“ der Soziologie in Deutschland nachhaltig zu überschatten, sogar in seinem eigenen Fach. Für marxistisch orientierte Soziologen hatte die Disziplin ohnehin mit dem Philosophen und Volkswirt Marx angefangen.

Auch er war aber nicht nur Soziologe. Er war Sozialphilosoph – woher sonst sein erkenntnistheoretischer Ansatz. Er war Volkswirt mit brennenden sozialpolitischen Reformwillen. Er arbeitete juristisch und statistisch. Die Statistik war ihm besonders wichtig: Denn seine „Allgemeine Soziologie“ war axiomatisch, seine „Angewandte“ deduktiv gewesen. Die Statistik aber – bei ihm in Form der „Soziographie“ – hatte ihm als Tochter der empirischen Sozialforschung die induktiv dienlichen Materialien zu erschließen, mit denen man die falschen Deduktionen falsifizieren konnte. Nicht umsonst verband ihn manches mit der Wiener Schule, aus der Karl Popper hervorgehen sollte. Er wünschte sich für die statistische Datengewinnung ausdrücklich ein Netz „soziologischer Sternwarten“ in Deutschland. Heute haben wir es. Mit Recht also gilt er als Begründer des Fachs bei uns.

III. Der Humanist und Republikaner – ein großer Mann?

Sein sozialpolitischer Reformeifer hatte individuelle Wurzeln, war Ausdruck seiner Persönlichkeit. Der Arbeiterintellektuelle Wilhelm Kähler, der Initiator der „Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft“, die 2006 bereits ihren 50. Gründungstag feierte, hat sie mit den Worten „Humanist und Republikaner“ zusammengefasst. Er tat es mir gegenüber, als wir 1980 vor dem 125. Geburtstag Tönnies´ auf dem Kieler „Eichhof“ einen Augenblick lang respektvoll verharrten und dann seinem Grabstein mit Sidol auf dem Leib rückten.

Humanist wurde man, auch als Bauernkind vom Haubarg, auf dem humanistischen Gymnasium. Griechisch, Latein, Hebräisch, Englisch, Französisch, Dänisch waren 1871 Abiturfächer. Wer einmal Thukydides im Original gelesen hat, übersieht nie mehr die Möglichkeiten von „Gesellschaften“, einander völlig zu zerfleischen. Von Thomas Hobbes (1588-1679), der den Thukydides übersetzt und genau gelesen hatte, hatte Tönnies zu fragen gelernt: Die Mutter aller Menschen ist die Furcht voreinander. Wie dann nun die fundamentalen gegenseitige Verneinung der Parteien beenden, den ganz normalen und terroristischen Bürgerkrieg? Vergleichbar und ebenso unbarmherzig hat so auch Karl Marx an Hand der Klassenkämpfe gefolgert und gefragt: Was kann sie beenden? Wie gerne zitiert Tönnies die „Gesellschafts“-Analysen des leider (so von Tönnies aus gesehen) Hegelschülers, der leiderleider auch von „Gemeinschaft“ nichts verstand (eben ein halbierter Soziologe). Beider „Lösungen“ des Problems – der Staat als Leviathan, die Diktatur des Proletariats – waren nie die von Tönnies: Ein Humanist weiß, wo anders die menschlichen Glücksmöglichkeiten liegen. Tönnies wusste es, seit der 15-jährige Korrektur-Famulus von Theodor Storm geworden war – wem das nichts sagt, lese ihn –, bald seinem väterlichen Freund.

So wurde Tönnies auch erklärter Republikaner – gegen Bismarcks Monarchie, gegen Hitlers Bandenherrschaft. Jedes Mal zum Schaden seiner Existenz. Dem schon Bewährten – der 21-jährige hatte 1877 auf Latein über das Orakel des Zeus Ammon in Siwa promoviert, der 26-jährige sich 1881 in Kiel habilitiert –, ihm hat die preußische

Hochschulpolitik ewig die Professur verweigert, erst 1909 – man sollte bei Lebensläufen immer mitrechnen – wurde er im preußischen Kiel zum Professor. Warum hatte er auch 1896 und 1897 die sozialen Konflikte zwischen den Hamburger Stauern, Ewerführer, Heuerbossen und Reedern on the waterfront studiert und die Streikgründe plausibel gemacht?

1930 wird er wieder gefordert: Die Republik wankt. 1929 war die Weltwirtschaftskrise mit ungeheuerlicher Massenarbeitslosigkeit ausgebrochen. Und „Versailles" war doch erst zehn Jahre her? Und die große, die Mega-Inflation sechs Jahre? Die moralische Geduld vieler reißt, Hitler ist auf einmal ganz unübersehbar. Die NSDAP wird gerade zu einer Riesenfraktion im Reichstag hochgewählt. Auf sie setzen zunehmend die kaisertreuen Konservativen, der deutschnationale evangelische Klerus und kartellgewohnte Industriekapitalisten ihre Hoffnungen, die bürgerlich-demokratische Mitte scheint zermahlen, links hält sich als Verteidigerin der Republik einzig die SPD (ganz links die Kommunisten wollen ja einen Sowjetstaat). Schon auch knicken die Kollegen ein.

Wo andere Gelehrte sich anbiedern oder wegsehen, da wird der Greis Tönnies kühn. Er nimmt überlegt und empört öffentlich Stellung, gegen die wahnhaften Ideen des in seinen Augen unzurechnungsfähigen Hitler, gegen die Sprengung der Vorlesungen jüdischer Kollegen durch Nazistudenten. Kann man mehr tun, als in den Zeitungen und Zeitschriften opponieren? Ja. Er tritt aus der Kirche aus, im Grunde für den Spinozisten ein bisher nur konventionell unterlassener Schritt. Konventionen brechen jetzt ohnehin. Jedoch, für einen Gelehrten seines Zuschnitts eigentlich unerhört, tritt er einer Partei bei. Marxist ist er nicht, und dennoch muss es jetzt die einzig vielleicht widerstandsfähige sein, die SPD. Demokratisch ist sie immerhin – sie hat ja auch, wenngleich gequält, Leonhard Nelson und Willi Eichler wirken lassen.

Nichts hilft. Noch im Februar 1933, nach der „Machtergreifung", spricht er auf dem protestierenden Berliner Kongress „Das freie Wort" ein letztes Mal öffentlich, nach seinem Vortrag löst die Polizei die Versammlung auf.

Dann kostet ihn sein Widerstand die Professur, unter Wegfall der Emeriten Bezüge. Keinen wissenschaftlichen Aufsatz kann er mehr im Reich veröffentlichen. Sein Nachruf auf den jüdischen Kollegen David Koigen, 1934 in den „Kölner Vierteljahresheften für Soziologie", ist schon waghalsig genug. Zwischen den Zeilen steht da sogar, Aufmerksamen entschlüsselbar und textkritisch mittlerweile belegt: Wer weiß, ob Koigen nicht umgebracht wurde?

Die Pflichten des Wissenschaftlers dürfen nicht erlahmen. Er denkt seit einem Halbjahrhundert an ein großes Werk der Angewandten Soziologie, es geht um den Übergang vom Mittelalter in die Neuzeit. Er hat viel dafür gesammelt, jetzt verfasst er es. Seine Schüler ermutigen ihn, lesen trotz wachsender persönlich-politischer Lebenssorgen gegen – Ehre dem, der solche Schüler heranzog. Verhohlen kann es noch 1935 erscheinen: Geist der Neuzeit. Genau genommen ist es nur die theoretische, der I. Band, über den unveröffentlichten II. Band mit den Einzelentwicklungen stirbt er 1936 weg. Dieses Manuskript ist verschollen.

Bis zuletzt gibt er nicht auf. Man darf getrost urteilen: Das macht aus dem großen Pionier den großen Mann.

IV. Nachwirkung oder: War er unser?

Im Ausland lernt man einfach von ihm. Der große soziologische Systematisierer Talcott Parsons baut die Merkmale von „Gemeinschaft“ und „Gesellschaft“ als die „Pattern Variables“ in seine Theorie ein. In den USA wird er auch nach 1933 noch gelesen, in Japan. Auch seine emigrierten Schüler wirkten weiter, in den USA – so der zweimalige Ehrendoktor der Christiana Albertina Rudolf Heberle – und bis nach Neuseeland hin Eduard Georg Jacoby.

Im Dritten Reich ist Tönnies verfemt, wie Georg Simmel, wie alle soziologischen Emigranten, und das waren die besten. Im Nachkrieg wird er zunächst beschwiegen (wieder wie Georg Simmel). Tönnies? War das nicht der mit der „Gemeinschaft“? Die NS-„Volksgemeinschaft“ hatte man ja noch im Ohr. Erst ab 1979 wird er wieder belebt, nicht ohne die vom Institut für Soziologie mit Rückendeckung der Christian-Albrechts-Universität mitveranstalteten fünf „Internationalen Tönnies-Symposien“, das letzte 2005. Das nächste soll 2007 in Paris stattfinden.

Seit 1998 erscheint im Auftrag der Kieler Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft, 24-bändig – er war unsäglich fleißig – die „Ferdinand Tönnies Gesamtausgabe“ bei Walter de Gruyter in Berlin und New York, dazu zwei Schriftenreihen und eine Zeitschrift, „Tönnies-Forum“. Er ist im Fach rehabilitiert, ja, sie zitieren ihn wieder, sie machen Seminare über ihn. Im Soziologiestudium ist er übrigens kraft seines systematischen Denkens manchen gefährlich verlockend, so man ihn erst einmal erarbeitet hat. Er gibt Hypothesen für empirische Forschung her, wenn auch bei deren statistischer Auswertung der Tönniessche Korrelationskoeffizient längst veraltet ist. Und mit empirisch neu gewonnenen Befunden – auch ein anderer – kann man tönniesianisch sofort analytisch loslegen.

Allein – ist er unser?

Das Wichtigste ist dabei wohl, dass er sich stets seiner Christian-Albrechts-Universität verbunden gefühlt hat, dass ihn Kiel habilitiert hat, dass er hier forschte, viel auch Empirisches über Schleswig-Holstein veröffentlichte, dass er hier lehrte und Freunde gewann (so dass z.B. einzig seinetwegen Bernhard Harms nach Kiel kam und das heutige „Institut für Weltwirtschaft“ begründete), dass er seiner Landschaft treu und seinem Land stets verbunden blieb.

Gelegentlich ließ ihn seine Universität im Stich – 1933 hat sie wenig für ihn getan und ihn dann bis um 1980 vergessen. Seither freilich hat sie noch jedes Mal Veranstaltungen unter seinem Emblem unterstützt. Überdies hat das Land seine Gesamtausgabe gefördert, die Stadt Kiel das erste Tönnies-Symposion 1980 starten helfen und eine Straße nach ihm genannt, haben seine Soziologinnen und Soziologen ihn wieder aufgegriffen und viel von ihm gelernt. Gemischte Gefühle also. Doch darf man – blickt man 2006 auf die Christiana Albertina – es dann doch getrost sagen, mit seines Freundes Friedrich Paulsen Résumé aus vergleichbarem Anlass: In fine laus.

Ich wage einmal ein Goethezitat, was er formal sehr begrüßt, das er inhaltlich selbstverständlich zurückgewiesen hätte: „Denn er war unser.“ Und dann, im gleichen Gedicht, darüber hinausgehend: „Er eilt uns vor, wie ein Komet verschwindend, unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.“

V. Ein Fazit?

Schließen wir lieber mit zwei weiteren Zitaten.

Ferdinand Tönnies, als angewandter Soziologe: „Es gibt keinen Individualismus, der nicht fußt auf Gemeinschaft und nicht ausmündet in Gesellschaft.“ Also erlaubt eine Kultur, in der gemeinschaftliche Formen vorwalten, im günstigen Fall, „Individualismus“ zu entwickeln – obwohl sie ihn ablehnen muss. Vorwaltende gesellschaftliche Bejahungsformen aber entmachten ihn, und neuen Individualismus lassen sie nicht zu – obwohl sie ihn emphatisch proklamieren. Sie sind also früher oder später an ihrem sozialen Ende. Lies Thukydides.

Und Baruch de Spinoza, auf den er sich gerne berief: „Voluntas atque intellectus unum et idem sunt.“ Verstand ohne Willen wäre ziellos, Wille ohne Verstand ist zerstörerisch. Zum Glück für Tönnies´ Theorie sind sie einunddasselbe.

Ferdinand Tönnies und Helmuth Plessner[1]

Von Katharina Peetz

Einleitung

Die folgende Abhandlung nimmt Ferdinand Tönnies' *Gemeinschaft und Gesellschaft* sowie Helmuth Plessners *Grenzen der Gemeinschaft* in den Blick. Einem biographischen Abriss und einem Darstellungsteil folgen dabei jeweils einige Bemerkungen zur Rezeptions- und Wirkungsgeschichte.

Ferdinand Tönnies: Gemeinschaft und Gesellschaft

Biographischer Abriss

Ferdinand Tönnies wurde am 26. Juli 1855 in Die Riep (Kirchspiel Oldenswort bei Eiderstedt, Herzogtum Schleswig) als Sohn einer großbäuerlichen Familie geboren.[2] Als Tönnies 10 Jahre alt war, zog die Familie in die nahe gelegene Stadt Husum. Tönnies' eigene Erfahrungen mit Land- und Stadtleben prägten seinen Gemeinschaftsbegriff, so dass sich in seinem Werk *Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie* versteckte autobiographische Bezüge finden.[3] Nach seinem Studium der Philologie, Archäologie, Geschichte und Philosophie in Jena, Leipzig, Bonn, Berlin und Tübingen, habilitierte sich Tönnies 1881 in Kiel bei Benno Erdmann. Hier lehrte Tönnies seit 1909 als außerordentlicher Professor und ab 1913 als Ordinarius für wirtschaftliche Staatswissenschaften (Nationalökonomie und Statistik). Allerdings wurde er 1916 auf eigenen Wunsch von seinem Posten entbunden. Nach dem Ersten Weltkrieg nahm Tönnies 1920 in Kiel einen Lehrauftrag für Soziologie an. Als Mitglied zahlreicher internationaler soziologischer Gesellschaften und Institute machte sich Tönnies um das Fach verdient. Er gilt als der Begründer einer eigenständigen Soziologie in Deutschland. 1933 entließen die Nationalsozialisten Tönnies, der seit 1930 Mitglied der SPD war. Im August des gleichen Jahres musste er zudem den Vorsitz der von ihm mitbegründeten *Deutschen Gesellschaft für Soziologie* niederlegen, den er 22 Jahre innehatte. Ohne Pension verbrachte Tönnies seine letzten Lebensjahre, bis er am 9. April 1936 in Kiel starb.[4]

---

[1] Zuerst veröffentlicht im tg-Beiheft 1/2010.

[2] Vgl. Bernd Ketten, TÖNNIES, Ferdinand, in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon (BBKL), Band XII (1997), Sp. 260-263, hier 260.

[3] Vgl. Niall Bond, Sociology and Ideology in Ferdinand Tönnies' Gemeinschaft und Gesellschaft, Freiburg 1991, 21.

[4] Vgl. Ketten, TÖNNIES, in: BBKL, 260-63. Weitere biographische Informationen finden sich beispielsweise in: Eduard Georg Jacoby, Die moderne Gesellschaft im sozialwissenschaftlichen Denken von Ferdinand Tönnies. Eine biographische Einführung, Stuttgart 1971; Uwe Carstens, Ferdinand Tönnies. Friese und Weltbürger, Books on Demand, Norderstedt 2005 oder ders., Lieber Freund Ferdinand. Die bemerkenswerte Freundschaft zwischen Theodor

Gemeinschaft und Gesellschaft

In *Gemeinschaft und Gesellschaft* ist die vielfältige Beziehung menschlicher Willen grundsätzlich durch die Tendenz zur Bejahung (Erhaltung) oder Verneinung (Zerstörung) anderer Willen gekennzeichnet. Tönnies beschränkt nun seine Untersuchung auf die „Verhältnisse gegenseitiger Bejahung", die zur Bildung einer nach innen und außen einheitlich wirkenden Gruppe führen, die er mit dem Ausdruck „Verbindung" belegt. Bejahende Beziehungen und die daraus resultierenden Verbindungen können entweder als Gemeinschaft, d.h. als organisches und reales Leben, oder als Gesellschaft, d.h. als mechanisches und ideelles Gebilde, interpretiert werden. Während Gemeinschaft definiert wird als vertrautes, dauerhaftes Zusammenleben von Geburt an, geht man in die Gesellschaft 'wie in die Fremde', so dass hier nur scheinbares, vorübergehendes Zusammenleben möglich ist. Gegen den maschinell-künstlichen Charakter gesellschaftlicher Beziehungen setzt Tönnies also den natürlich-organischen Charakter gemeinschaftlicher Beziehungen. Vor diesem Hintergrund kritisiert Tönnies, dass in der bisherigen wissenschaftlichen Terminologie Gemeinschaft und Gesellschaft als Synonyme verwendet wurden. Aber schon der alltägliche Umgang mit den beiden Begriffen zeige deutliche Unterschiede auf: So ist es für Tönnies undenkbar davon zu sprechen, dass ein Mensch in schlechte Gemeinschaft geraten oder die Ehe eine Lebensgesellschaft sei. Zwar lebten Eheleute in Gütergemeinschaft, aber eine Handels- oder gar Aktiengemeinschaft kenne die Umgangssprache nicht.[5]

Seine *Theorie der Gemeinschaft* geht von „... einer vollkommenen Einheit der menschlichen Willen als einem ursprünglichem Zustand ..."[6] aus. Diese Einheit gründet in der gemeinsamen Abstammung der Menschen. Zugleich findet sich in menschlichen Willen eine Tendenz zur Gemeinschaft, die sich in unterschiedlichen Verwandtschaftsbeziehungen offenbart, von denen die Mutter-Kind-, die Ehegatten- und die Geschwisterbeziehung hervorzuheben sind. Das am stärksten im Instinkt begründete Mutter-Kind-Verhältnis zeichnet sich durch einen mit der Geburt einsetzenden, schrittweise ablaufenden Trennungsprozess von einer leiblich-geistigen zu einer rein geistigen Verbundenheit aus. So ist das Kind zunächst noch abhängig von der Mutter und muss von dieser ernährt, beschützt und geleitet werden, während diese Aufgaben später vom Kind selbst übernommen werden. Der Trennungsprozess kann nun durch Gewöhnung von Mutter und Kind aneinander und durch ein gemeinsames Gedächtnis, d.h. die Erinnerung an gegenseitig gewährte Freuden sowie die Dankbarkeit des Kindes für die mütterliche Sorge eingeschränkt oder sogar aufgehoben werden. Gleichzeitig wird die unmittelbare Mutter-Kind-Beziehung um indirekt verbindende Beziehungen ergänzt wie z.B. die gemeinsame Erinnerung an – als angenehm wahrgenommene – Dinge und Personen. Die vom Sexualinstinkt geprägte Beziehung zwischen Ehegatten erfordert nicht zwangsläufig ein dauerndes Zusammenleben und mündet nach Tönnies leicht in die einseitige Unterjochung der als von Natur aus

---

Storm und Ferdinand Tönnies, Books on Demand, Norderstedt 2008.

[5] Vgl. Ferdinand Tönnies, Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie (Neudr. d. 8. Aufl. v. 1935), 3. unveränd. Aufl., Darmstadt 1991, 3-6.

[6] Ebd., 7.

schwächer verstandenen Frau. Dagegen setzt Tönnies die Gewöhnung der Ehegatten aneinander, die durch die beiderseitige Anteilhabe an gemeinsamen Kindern, gemeinsame Habe und Wirtschaft verstärkt wird. Aus diesen Faktoren resultiere ein Verhältnis gegenseitiger Bejahung zwischen den Ehegatten, d.h. Gemeinschaft. Geschwisterbeziehungen sind im Gegensatz zu den vorherigen Beziehungen am schwächsten im Instinkt verankert. In ihnen wird deswegen vor allem das Moment des Gedächtnisses wirksam, das zur Entstehung, Erhaltung und Festigung des geschwisterlichen Bandes beiträgt.

Die Vater-Kinder-Beziehung gehört nicht in den Kreis der primären Beziehungsarten, nimmt aber dennoch bei Tönnies Gemeinschaftskonzeption eine zentrale Rolle ein. Charakteristisches Merkmal dieser am wenigsten instinktgesteuerten zwischenmenschlichen Beziehung ist die Wesens- und Kräfteungleichheit der Beteiligten. Das „Vatertum" begründet nach Tönnies „...am reinsten die Idee der *Herrschaft* im gemeinschaftlichen Sinne: wo sie nicht Gebrauch und Verfügung zum Nutzen des Herrn bedeutet, sondern Erziehung und Lehre als Vollendung der Erzeugung."[7] In Tönnies' Gemeinschaftskonzept wird Herrschaft somit nicht als Unterdrückung verstanden, sondern als Vollendung der biologischen Vaterschaft durch die geistige Erziehung der eigenen Kinder. Damit ist für Tönnies Herrschaft im gemeinschaftlichen Sinne zwangsläufig patriarchal.[8]

Im Zusammenleben der Geschlechter und der verschiedenen Altersstufen entwickelt sich eine Arbeitsteilung, die durch das wechselseitige Bestimmen und wechselseitige Dienen der jeweiligen Willen bestimmt wird. Dabei besteht für Tönnies idealer Weise ein proportionales Verhältnis zwischen dem Ausmaß der Arbeit für zwischenmenschliche Beziehungen und dem Grad des Genusses, der aus diesen Beziehungen gezogen wird. Genussüberschuss, der sich als Gefühl der Überlegenheit, der Macht und des Befehlens äußert, erleben bei Tönnies vor allem die Stärkeren. Allerdings verbindet Tönnies mit der größeren allgemeinen Kraft und Macht auch die größere Kraft, Hilfe zu leisten. So herrsche in leiblich-organischen Beziehungen eine „... instinktive und naive *Zärtlichkeit* der Starken zu den Schwachen ..."[9], so dass den Schwächeren das Gehorchen*müssen* durch Liebe, Gewohnheit und Dankbarkeit erleichtert werden kann. Überlegene Kraft, die zum Wohl der Unterlegenen ausgeübt wird, bezeichnet Tönnies als Würde oder Autorität. Diese Würde kann als Würde des Alters, der Weisheit und des Geistes interpretiert werden, wobei sich alle drei Formen in besonderem Ausmaß in der Person des Vaters vereinigen. Auf die besondere Würde des Vaters reagieren die Schwächeren angemessen mit Ehrfurcht. Die die Gemeinschaft begründende Gesinnung steht – bei unterschiedlichen Kräfteverhältnissen innerhalb der Gemeinschaft – demnach immer im Spannungsfeld von Zärtlichkeit und Ehrfurcht, Wohlwollen und Achtung.[10]

Zu der Gemeinschaft des Blutes treten bei Tönnies die Gemeinschaft des Ortes und

[7] Ebd., 9.
[8] Vgl. ebd., 7-10.
[9] Ebd., 11.
[10] Vgl. ebd., 10-12.

die Gemeinschaft des Geistes. Letztere Form der Gemeinschaft stellt für ihn die höchste und eigentlich menschliche Art der Gemeinschaft dar. Alle drei Formen der Gemeinschaft sind eng miteinander verwoben, da sie unweigerlich auftreten, wo immer Menschen miteinander im gleichen Sinne wirken. Bluts-, Orts- und Geistesgemeinschaft entsprechen für Tönnies Verwandtschaft, Nachbarschaft und Freundschaft. Gleichzeitig verbindet er die drei Begriffe mit spezifischen Orten. So ist der Ort der Verwandtschaft das Haus, in dem Zusammenwohnen unter einem schützenden Dach möglich ist. Zwar sind verwandtschaftliche Beziehungen nicht an die Schranken des Hauses gebunden, sondern können sich auch über die Distanz durch bloßes Gedächtnis erhalten, sie werden aber nach Meinung von Tönnies dennoch durch leibliche Nähe besonders befruchtet. Der Ort der Nachbarschaft ist das Dorf, in dem es zahlreiche Berührungspunkte zwischen den Menschen, gemeinsame Arbeit, Ordnung und Verwaltung gibt. Auch Nachbarschaft wird als Gemeinschaftsform maßgeblich durch das Zusammenleben bestimmt, ist aber über die Distanz schwieriger aufrecht zu erhalten als verwandtschaftliche Beziehungen. Freundschaft konstituiert sich unabhängig von Verwandtschaft und Nachbarschaft durch Gleichheit und Ähnlichkeit des Berufes oder der Kunst. Ihr Ort ist die Stadt. Grundsätzlich ist geistige Freundschaft als weniger organische, d.h. durch Instinkt und Gewöhnung definierte Beziehung, nach Tönnies am ehesten als mystische Stadt oder unsichtbare Ortschaft zu verstehen.[11]

Freundschaft ist aufgrund ihres geistigen Charakters die zerbrechlichste Beziehungsart und im besonderen Maße anfällig für Störungen, die in Form von Streit oder Zank zwangsläufig in jedem Zusammenleben vorkommen. So impliziert dauernde Nähe und Bejahung gleichzeitig auch immer gegenseitige Hemmung und Verneinung. Nur in dem Fall, dass Nähe und Bejahung überwiegen, kann eine Beziehung als gemeinschaftlich eingestuft werden. Vor diesem Hintergrund können geistige Bruderschaften nach Tönnies immer nur ein gewisses Maß an leiblicher Enge des eigentlichen Zusammenlebens vertragen und werden durch ein hohes Maß an individueller Freiheit befruchtet.

Während sich die natürliche Würde im verwandtschaftlichen Kontext in der Person des Vaters konzentriert, hat diese im Kontext der Nachbarschaft der Fürst inne. Seine Würde ist allerdings eher durch Macht und Stärke als durch Erzeugung und Alter konstituiert. Im Kontext der geistigen Freundschaft ist für Tönnies die Würde in der Figur des Meisters verkörpert.[12] In Bezug auf die führenden Tätigkeiten in einer Gesellschaft unterscheidet Tönnies des Weiteren die Würde des Alters (Richteramt), die Würde der Kraft (Herzog) und die Würde der Weisheit (Priestertum), die er wiederum an die Würde des Vaters, des Fürsten und des Meisters rückkoppelt. Jeder dieser Würden als vermehrter Freiheit entspricht Dienst als verminderte Freiheit. Dadurch

[11] Vgl. ebd., 12-14.

[12] Der Dichter Stefan George wurde von seinen Anhängern als „Meister“ oder „Führer“ bezeichnet. Zum Kontext dieser geistigen Jünger-Meister-Relation vgl. den Beitrag Robert Nortons in diesem Tagungsband. Im Unterschied zu Helmuth Plessner hat Tönnies für das Phänomen des charismatischen Führers keinen Blick. Vgl. Cornelius Bickel, Ferdinand Tönnies und Helmuth Plessner, in: Plessners „Grenzen der Gemeinschaft“. Eine Debatte, hg. v. Wolfgang Eßbach/Joachim Fischer/Helmut Lethen, Frankfurt am Main 2002, 183-194, hier 193.

entsteht Ungleichheit innerhalb der Gemeinschaft. Diese Ungerechtigkeit darf nicht unbegrenzt zunehmen, da sonst der Charakter der Gemeinschaft als Einheit der Differenten verloren ginge. Einerseits besteht die Gefahr, dass aufgrund einer zu großen Rechtskraft und Würde der Zusammenhang mit der Gemeinschaft als gleichgültig und wertlos eingestuft wird, andererseits kann in einer Dienstposition der Zusammenhang mit der Gemeinschaft schnell als klein und irreal erlebt werden. Je geringer die Einbeziehung von Menschen in eine Gemeinschaft ist und je weniger ihr eigener Wille von einem gemeinschaftlichen Willen abhängig ist bzw. als abhängig erlebt wird, desto größer ist ihre individuelle Freiheit: „Je weniger aber Menschen, die miteinander in Berührung stehen oder kommen, miteinander verbunden sind in Bezug auf dieselbe Gemeinschaft, desto mehr stehen sie einander als freie Subjekte ihres Wollens und Könnens gegenüber.“[13] Der gemeinsame Wille ist als verbindende Gesinnung für Tönnies ein Konsensus, der die Gemeinschaft als Ganzes konstituiert. Der Konsensus basiert auf intimer Kenntnis der Gemeinschaftsmitglieder voneinander, die sich aus dem Zusammenleben ergibt. Alles, was dem Sinn der Gemeinschaft entspricht, vor allem die Verteilung von Leitung und Gehorsam sowie Arbeit und Genuss, wird durch den Konsens der menschlichen Willen zum natürlichen Recht. Der Konsens des menschlichen Willens kann auch über die Blutsgemeinschaft hinaus in größeren Gruppen existieren und wird dort sichtbar in gemeinsamen Bräuchen oder im gemeinsamen Glauben eines Volkes.[14]

Gemeinsames Leben ist für Tönnies maßgeblich durch den Besitz und den Genuss gemeinsamer Güter geprägt. Gemeinschaft entwickelt sich in dauernder Beziehung zu Acker und Haus. „Der Mensch wird zwiefach gebunden: durch bebauten Acker und durch bewohntes Haus zugleich, mithin durch seine eigenen Werke.“[15] Folgerichtig ist nachgerade das Studium des Hauses das Studium der Gemeinschaft. Innerhalb des Hauses unterscheidet Tönnies drei Sphären: Herr und Frau bilden den innersten Kreis des Hauses, die Nachkommen nehmen eine Mittelposition ein und der äußere Kreis wird von dienenden Gliedern gebildet. Dabei werden Knechte und Mägde durch den gemeinsamen Willen und Geist assimiliert, so dass sie den eigenen Willen dem Willen der Gemeinschaft unterordnen. Während Wald, Feld und Acker die natürliche äußere Sphäre bilden, in der sich gemeinschaftliches Leben abspielt, stellen Herdfeuer und Haustafel den Kern und die Wesenheit des Hauses als zentralem Versammlungsort dar. Das Wesen des Hauses ist durch Teilen und nicht durch Tausch bestimmt. Tausch ist für Tönnies nur innerhalb einer Gemeinschaft von Häusern möglich, wie sie sich in Dorf oder Stadt findet bzw. zwischen Stadt und Land.

Tönnies unterscheidet zudem verschiedene Formen des Hauses. Zu diesen zählen das isolierte Haus, das nicht zu einem System von Häusern gehört (z.B. Nomadenzelte, Einsiedlerhöfe oder Herrenhäuser), das Bauernhaus im Dorf, das durch eine fast autarke Haushaltung gekennzeichnet ist und schließlich das städtische Haus als Haus des Handwerksmeisters, das Überschüsse zum Tausch hervorbringen muss, um Le-

[13] Tönnies, Gemeinschaft und Gesellschaft, 16.
[14] Vgl. ebd., 4-20.
[15] Ebd., 21.

bensmittel erwerben zu können. Der Tausch zwischen Stadt und Land widerspricht der gemeinschaftlichen Ordnung nicht, denn die Tauschenden sind selbst die Produzenten der Güter, d.h. es gibt keinen Handel und keine Vermittler. Darüber hinaus sind die Tauschenden auch in vielfachen Beziehungen außerhalb des Tauschs miteinander verbunden.

In Analogie zum Haus betrachtet Tönnies auch das Dorf und die Stadt als abgegrenzte Gestaltungen gemeinschaftlichen Besitzes und Genusses bzw. als gemeinschaftlich lebende Organismen. In diesem Kontext stellt der Feudalismus für Tönnies ebenfalls eine gemeinschaftliche Ordnung dar, weil er auf der Idee der naturgemäßen Verteilung aufgrund geheiligten Herkommens beruht. Tausch, Kauf, Vertrag oder Satzung spielen im Feudalismus keine Rolle. Das Verhältnis zwischen Herr und Gemeinde gründet im Einvernehmen, nicht in Kontrakten. Verhältnisse wie Leibeigenschaft oder Pacht entfernen das System allerdings von einer gemeinschaftlichen Lebensordnung.

Als gemeinschaftlich lebender Organismus konstituiert sich die Stadt für Tönnies durch Sprache, Bräuche, Glauben, Boden, Gebäude und Schätze als etwas Beharrendes, dass viele Generationswechsel überdauert und die gleiche Denkungsart immer wieder hervorbringt. Da die Stadt ihrer Nahrung und der Stoffe für ihre Arbeit sicher ist, erweist sie sich als ein Ort der Kunst. So ist alles städtische Handwerk für Tönnies wahre Kunst, die sich in der Herstellung von Mauern, Türmen, Toren, Rathäusern und Kirchen für gemeinschaftliche Bedürfnisse, im Schmuck der Häuser oder zur Verehrung der Gottheiten äußert. Der Zusammenhang zwischen Religion und Kunst, der schon im häuslichen Leben begründet ist, wird in der Stadt besonders wirksam. Religion wird nach Tönnies vor allem dort wirksam, wo die verbindende Wirkung von Verwandtschaft und Nachbarschaft nachlässt.[16]

Theorie der Gesellschaft

Tönnies' *Theorie der Gesellschaft* konstruiert einen Kreis friedlich zusammenlebender Menschen, die nicht wesentlich verbunden, sondern getrennt sind. Die Tätigkeiten dieser Menschen können nicht wie im Falle der Gemeinschaft aus einer notwendig vorhandenen Einheit abgeleitet werden und sind auch nicht auf den Nutzen aller gerichtet. In ihrem Ruhezustand ist die Gesellschaft geprägt von einer scharfen Abgrenzung der Individuen gegeneinander, vor allem was ihre Tätigkeits- und Machtgebiete betrifft. Folgerichtig handelt jedes Individuum nur dann für ein anders, wenn es eine mindestens gleichwertige oder besser eine höherwertige Gegenleistung erhält. Jede Gegenleistung oder Sache hat so nur einen relativen, subjektiven Wert, der sich aus den Interessen der Tauschenden und dem Herstellungsaufwand der Sache ergibt. Der Aufwand für die Herstellung einer Sache ist zugleich das absolute Kriterium ihres Wertes für die Tauschgesellschaft. Gesellschaft lässt sich für Tönnies vor diesem Hintergrund denken, „... als ob sie in Wahrheit aus solchen getrennten *Individuen* bestehe, die insgesamt *für* die allgemeine Gesellschaft tätig sind, indem sie für sich

[16] Vgl. ebd., 21-33.

tätig zu sein scheinen, und die für sich tätig sind, indem sie es für die Gesellschaft zu sein scheinen."[17] Geld ist für Tönnies eine an sich wertlose Ware, die ihren Wert durch die Gesellschaft erhält und nur im gesellschaftlichen Gebrauch des Tausches sinnvoll anzuwenden ist. Jede Ware hat Anteil an der Qualität- und Wertlosigkeit des Geldes, da sie in einem gewissen Sinne immer Geld ist. Je mehr Geld eine Ware repräsentiert, d.h. je kurrenter sie ist, desto besser ist sie. Individuen haben Geld nicht, um es zu besitzen, sondern um es auszugeben.

Tönnies bezeichnet die durch Naturrecht und Konventionen zusammengehaltene Gesellschaft als ‚bürgerliche Gesellschaft' oder ‚Tauschgesellschaft'. In dieser Tauschgesellschaft befinden sich alle Individuen in einem Kriegszustand aller gegen alle, weil sie ihren eigenen maximalen Vorteil erstreben. Dieser Kriegszustand wird durch Verträge und Einigungen am offenen Ausbruch gehindert. Die auf den Regeln der Höflichkeit beruhende konventionelle Geselligkeit ist analog zu verstehen. Damit beruhen alle gesellschaftlichen Verhältnisse primär auf dem Vergleich zwischen möglichen und angebotenen Leistungen, d.h. sie sind auf materielle Gegenstände und nicht auf bloße Worte oder Tätigkeiten bezogen. Im Gegensatz dazu ist Gemeinschaft primär ein sich in Worten und Taten ausdrückendes Verhältnis, das erst sekundär durch den gemeinsamen Genuss an materiellen Gegenständen gekennzeichnet ist.

Geprägt ist die Gesellschaft durch den Übergang von der Hauswirtschaft zur Handelswirtschaft und vom Ackerbau zur Industrie. Durch diesen Übergang intensivieren sich der Verkehr nach außen sowie der Handel, und so wird das gemeinschaftssymbolisch aufgeladene Land zum bloßen Markt. Schlussendlich konzentriert sich der Handel im Weltmarkt, von dem alle übrigen Märkte abhängig werden. Als Leiter des Warenverkehrs tun die Händler und Kaufleute alles, um den eigenen Gewinn – mithin den flüssigen, beweglichen Geldreichtum – zu maximieren. Dies gelingt dadurch, dass der Kaufmann Waren nicht zum Gebrauch kauft, sondern zum Weiterverkauf. Damit steht nicht der Warentausch über den Zwischenweg des Geldes im Zentrum, sondern die Vermehrung des Geldes über den Umweg der Ware. Dieser Geldvermehrungsweg ist effektiver als der durch Arbeitsertrag, da dieser zwangsläufig natürliche Grenzen aufweist. Vor diesem Hintergrund ist der Handel, als Fähigkeit Profit zu machen, im Gegensatz zu sonstigem Schaffen, Bilden und Werken des Menschen das Gegenteil aller Kunst. Gleichzeitig sind für Tönnies „... Kaufleute oder Kapitalisten ... die natürlichen Herren und Gebieter der Gesellschaft. Die Gesellschaft existiert um ihretwillen. [...] Alle Nichtkapitalisten in der Gesellschaft sind entweder selbst toten Werkzeugen gleich [...] oder freie Subjekte ihrer Willkür."[18]

Zwar macht der Umstand, dass alle Menschen im gesellschaftlichen Begriff des Naturrechts a priori frei sind, Sklaverei rechtswidrig, aber trotz dieser prinzipiellen Gleichheit entstehen hierarchische Herrschaftsverhältnisse. Denn Arbeiter haben keinen Besitz an Arbeits- und Genussmitteln, sondern können nur ihre Arbeitskraft verkaufen. Sie wären zwar durch den Tausch von Arbeitskraft in Geld potentielle Kapitalisten, aber durch die Notwendigkeit Lebensmittel für Geld zu erwerben, setzen

[17] Ebd., 38.
[18] Ebd., 51.

sie ihre Arbeitskraft letztendlich in Genussmittel um. Dies ist einfacher Tausch, kein Handel. In diesem Kontext wird die fruchtbare produktive menschliche Arbeitskraft zu einem bloßen Mittel für die Kapitalisten, das dem Zwecke des vorteilhaften Wiederverkaufs der in Form des Tauschwerts hergestellten Ware dient. So versucht der Kapitalist zur Vergrößerung der eigenen Gewinnspanne, die Arbeitskraft möglichst zum Minimum der Reproduktionskosten einzukaufen. Somit erscheint die Arbeitskraft als Eigentum der Kapitalisten, nicht als das der Arbeiter. Gleichzeitig entsteht die Fiktion, der Kapitalist sei der Urheber der Produkte, der Arbeiter nur ein dazugemieteter Gehilfe. In der Realität kann nach Tönnies aber nur die menschliche Arbeit allein, und mag sie sich noch so beeindruckender Maschinen bedienen, als die Ursache menschlicher Produkte angesehen werden. Quelle aller Werte ist die Arbeit, nicht das kapitalistische Subjekt.

Die Arbeiterklasse ist für Tönnies nicht Subjekt der Gesellschaft. Im Verkauf seiner Arbeitskraft ist der Arbeiter frei, seine Arbeit ist die Verwirklichung des Vertrags, den er abgeschlossen hat. Seine Fähigkeit zum Tausch ist aber beschränkt, weil der Verkauf von Arbeitskraft in Form von Produkten völlig losgelöst von ihm verläuft. Deshalb sind die Kapitalisten Subjekt der Gesellschaft, die Menge der anderen dagegen nur formale und halbunwillige Subjekte. Schlussendlich bedingt die Umwandlung gemeinschaftlicher Lebensformen in Gesellschaft die Entwurzelung des Arbeiters, der seiner Kultur beraubt wird und an der entstandenen Zivilisation nicht wirklich Anteil hat. Vor diesem Hintergrund ist Tönnies' Konzept der Gesellschaft eine deutliche Kritik des kapitalistischen Wirtschaftssystems. Nur die Kapitalisten, nicht aber die Arbeiter, die nur mit ihrer Arbeitskraft handeln können, sind Träger und Subjekte der Gesellschaft.

Im Folgenden befasst sich Tönnies weiterführend mit den Formen des menschlichen Willens (Wesenswille und Kürwille)[19] sowie den soziologischen Gründen des Naturrechts[20], um diese Themen auf die Antithese Gemeinschaft und Gesellschaft rückzubeziehen: „Zwei *Zeitalter* bis zum Erscheinen der zweiten Auflage von *Gemeinschaft und Gesellschaft* stehen mithin, um diese ganze Ansicht zu beschließen, in den großen Kulturentwicklungen einander gegenüber: ein *Zeitalter* der Gesellschaft folgt einem *Zeitalter* der Gemeinschaft."[21] Obgleich die Gesellschaft bei Tönnies auf die Gemeinschaft folgt, wird letztere nicht einfach durch erstere ersetzt. So bleibt für Tönnies die Kraft der Gemeinschaft auch innerhalb des gesellschaftlichen Zeitalters bestehen und stellt die Realität des sozialen Lebens dar.[22]

Bemerkungen zur Rezeptions- und Wirkungsgeschichte

Mit seinem Gemeinschaftskonzept fand Tönnies in der *scientific community* im Jahr 1912 praktisch keine Resonanz.[23] Erst nach diesem Zeitpunkt setzte die eigentliche

[19] Vgl. ebd., 73-143.
[20] Vgl. ebd., 147-204.
[21] Ebd., 215.
[22] Vgl. ebd., 215-217.
[23] Vgl. ebd., XXV.

Rezeptionsgeschichte von *Gemeinschaft und Gesellschaft* und der theoretischen, „reinen“ Soziologie Tönnies’ ein.[24] Mit dem Erscheinen der dritten Auflage im Jahr 1920 hatte *Gemeinschaft und Gesellschaft* einen sicheren Platz im wissenschaftlichen und öffentlichen Diskurs eingenommen.[25] Getragen wurde die Rezeption der Grundgedanken Tönnies‘ zunächst durch den Gemeinschaftsenthusiasmus der sich entfaltenden Jugendbewegung, dem Tönnies selbst aber immer reserviert gegenüberstand.[26] Die Zurückhaltung gegenüber diesem Gemeinschaftsenthusiasmus teilte Tönnies mit Helmuth Plessner, dessen Werk *Grenzen der Gemeinschaft* er im Vorwort zur sechsten und siebten Auflage von *Gemeinschaft und Gesellschaft* (1926) erwähnt.[27] Tönnies und Plessner standen über ihre Werke in literarischem Kontakt.[28] Die Jugend wieder für die Gesellschaft zu gewinnen und ein „Ethos der Gesellschaft“ zu fördern, ist Plessners zentrales Anliegen in *Grenzen der Gemeinschaft*.[29] Tönnies’ Ansätze zur Untersuchung der „öffentlichen Meinung“ ebenso wie andere Elemente seines Denkens wurden vor allem von amerikanischen Soziologen positiv aufgenommen und kritisch weiterentwickelt. Hierbei ist vor allem die Chicagoer Schule der Soziologie oder auch Talcott Parsons zu nennen. Diese Weiterentwicklungen sollten später wiederum auf die Soziologie in Deutschland zurückwirken.[30]

Zwiespältiger verlief die Tönnies-Rezeption im deutschsprachigen Raum der 1920er und frühen 1930er Jahre. Einerseits setzte sich Tönnies gegen die Nationalsozialisten konsequent und mutig zur Wehr[31], was zu seiner Entlassung im Jahre 1933 führte. In einem Wahlaufruf in der Schleswig-Holsteinischen Volkszeitung vom 29. Juli 1932 schrieb Tönnies beispielsweise: „Diese NSDAP ist eine Partei, die keine Partei sein will und doch sein muß, eine Partei, die einen Ausländer, der unsere Verhältnisse gar nicht kennt, zum Führer hat, einen Mann, den ein unklares, schwärmerisches, auf der Unkenntnis der Wirklichkeit beruhendes Denken auszeichnet, der mit seinem schwachen Geist sich einbildet, Probleme zu lösen, an denen teils durch die Jahrhunderte, teils wenigstens seit etwas hundert Jahren die besten Geister der Nation gearbeitet haben; sie ist eine Partei, deren Endziel eine heillose Zerrüttung aller Verhältnisse sein würde [...].“[32] 1933 übte Tönnies darüber hinaus deutliche Kritik am

---

[24] Vgl. Bickel, Tönnies und Plessner, in: Plessners „Grenzen der Gemeinschaft“, 187 (s. Anm. 11).

[25] Vgl. Tönnies, Gemeinschaft und Gesellschaft, XXXVI.

[26] Vgl. Bickel, Tönnies und Plessner, in: Plessners „Grenzen der Gemeinschaft“, 87.

[27] Vgl. Tönnies, Gemeinschaft und Gesellschaft, XLIII.

[28] Dass beide Autoren über ihre Bücher miteinander in Beziehung stehen, zeigt beispielsweise Plessners Erwähnung von Tönnies’ Antithese im Vorwort von „Grenzen der Gemeinschaft“ (1924). Vgl. dazu auch die Rezension durch Tönnies, (Ferdinand Tönnies, Rezension von Plessners Grenzen der Gemeinschaft, in: Soziologische Studien und Kritiken. Dritte Sammlung, Jena 1929, 369-372) sowie den Kommentar Plessners zu Tönnies aus dem Jahr 1955 (Helmut Plessner, Nachwort zu Tönnies, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 7 [1955], 341-348).

[29] Vgl. Bickel, Tönnies und Plessner, in: Plessners „Grenzen der Gemeinschaft“, 187.

[30] Vgl. Ketten, TÖNNIES, in: BBKL, 260-63.

[31] Vgl. Rehberg, Personalität und Figuration, in: Plessners Grenzen der Gemeinschaft, 214.

[32] Ferdinand Tönnies, Schleswig-Holsteiner hört! Offener Brief an meine Landsleute in der

nationalsozialistischen Begriff der Volksgemeinschaft.[33]

Andererseits konnte Tönnies nicht verhindern, dass seine Gegenüberstellung von „Gemeinschaft“ und „Gesellschaft“ von völkischen Denkern vereinnahmt wurde: Sowohl in der völkischen Bewegung wie auch in dem ideologisch nahen und aus ihr hervorgegangenen Nationalsozialismus wurde eine rassisch begründete Volksgemeinschaft propagiert. Dabei rekurrierten die Protagonisten der völkischen Ideologie auf Ferdinand Tönnies, *ohne ihn zu benennen*. In diesem Kontext darf aber keinesfalls übersehen werden, dass zwischen Tönnies' Gemeinschaftskonzept und der völkischen und nationalsozialistischen Gemeinschaftsideologie ein entscheidender Unterschied bestand: Tönnies kommt ohne das Rassenparadigma aus, während das völkische Gemeinschaftsverständnis dadurch überhaupt erst konstituiert wird.[34]

Aufgrund der Vereinnahmung des Gemeinschaftsbegriffs durch die Nationalsozialisten und dem Abbrechen der soziologischen Arbeit in Deutschland seit der Machtergreifung 1933 geriet Tönnies im deutschsprachigen Raum in Vergessenheit. 1952 konnte beispielsweise eine Abhandlung über den Gemeinschaftsbegriff erscheinen, die Tönnies' *Gemeinschaft und Gesellschaft* vollkommen ignorierte.[35]

Ab Mitte der 1950er Jahre geriet Tönnies wieder verstärkt in den Fokus der *scientific community* und es kam zur Gründung der *Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft* (1956).[36] 1955 äußerte sich René König relativ kritisch über Tönnies: In seinem Buch werde Tönnies zum „Propheten nach Rückwärts“, dem es an jeder positiven Botschaft mangele. Der Begriff der Gesellschaft bezeichne bei Tönnies den „gesetzmäßig normalen Prozeß des Verfalls aller ‚Gemeinschaft‘“.[37] Darüber hinaus handele es sich bei *Gemeinschaft und Gesellschaft* nicht um eine genuin soziologische, sondern eigentlich um eine philosophische Abhandlung. „Wir werden uns daran gewöhnen müssen, *Tönnies in Zukunft in die Geschichte der Philosophie und nicht mehr in die Geschichte der Soziologie einzuordnen*.“[38] Gegen diese Deutung wandte sich Eduard Georg Jacoby in seiner 1971 erschienenen Tönnies-Biographie nachdrücklich.[39] Seit

---

Nordmark, in: Schleswig-Holsteinische Volkszeitung vom 29.7.1932, Nr. 176, 1. Zudem wandte Tönnies sich z.B. in der „Vossischen Zeitung“ vom 31. Dezember 1932 gegen antisemitische Ausschreitungen an der Universität Breslau, vgl. König, Gemeinschaft und Gesellschaft, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 7 (1955), Anm. 5.

[33] Vgl. Ketten, TÖNNIES, in: BBKL, 260-63.

[34] Vgl. den Beitrag von Uwe Puschner in diesem Band.

[35] Vgl. Waldemar Mitscherlich, Vom Wesen und Bau der Gemeinschaft, in: Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, 108 (1952), 59-79.

[36] Nähere Informationen zur Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft finden sich unter: http://www.ftg-kiel.de/ftg.htm (Zugriff am 11.09.2009, 12^{00}).

[37] René König, Die Begriffe Gemeinschaft und Gesellschaft bei Ferdinand Tönnies, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 7 (1955) 348-420, hier 384. Vgl. in diesem Kontext auch: René König, Soziologie in Deutschland. Begründer, Verfechter, Verächter, München u.a. 1987.

[38] König, Die Begriffe Gemeinschaft und Gesellschaft bei Ferdinand Tönnies, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 406.

[39] Vgl. Jacoby, Die moderne Gesellschaft im sozialwissenschaftlichen Denken von Ferdinand Tönnies, 263-64, Anm. 38.

1980 werden regelmäßig *Internationale Tönnies-Symposien* durchgeführt, die der Tönnies-Forschung einen deutlichen Schub gaben.[40]

Den Vorwurf, in *Gemeinschaft und Gesellschaft* fänden sich unterschwellige Vorzugswertungen zugunsten des Gemeinschaftsbegriffs, äußerte neben König auch Karl-Siegbert Rehberg.[41] In die gleiche Richtung zielt Winfried Gebhard, wenn er schreibt, dass Tönnies keinen Zweifel daran lasse, dass er „Gemeinschaft" für die ursprünglichere und höherwertige Sozialform halte und Gesellschaft für ihn nur eine Verfallsform naturwüchsiger Gemeinschaftlichkeit darstelle.[42] Unabhängig von der Frage, ob Tönnies die Gemeinschaft der Gesellschaft vorzieht, zeigt die Lektüre von *Gemeinschaft und Gesellschaft* eines sehr deutlich: Tönnies konstatiert zwar einen unumkehrbaren Niedergang von einem durch „Eintracht, Sitte und Religion" geprägten „Zeitalter der Gemeinschaft" zu einem sich durch Konventionen, Politik und öffentliche Meinung auszeichnenden „Zeitalter der Gesellschaft"; für ihn muss dieser Niedergang aber ausgehalten werden und ist gerade nicht durch eine rückwärtsgewandte Rekonstruktion der Gemeinschaft zu verhindern. Somit steht Tönnies mit *Gemeinschaft und Gesellschaft* klar auf der Seite der Weimarer Demokratie und wendet sich dezidiert gegen den Nationalsozialismus und dessen Streben nach Vergemeinschaftung.[43]

Helmuth Plessner: Grenzen der Gemeinschaft

Biographischer Abriss

Helmut Plessner wurde am 4. September 1892 als Arztsohn in Wiesbaden geboren. Nach dem Abitur (1910) studierte er zunächst Naturwissenschaften in Freiburg (1910/11), später dann Zoologie in Heidelberg (1911/1914) und Philosophie in Göttingen (1914/1916).[44] Der Philosoph und Biologe Hans Driesch, Neukantianer wie Wilhelm Windelband sowie der Phänomenologe Edmund Husserl beeinflussten die philosophischen Lernprozesse Plessners.[45] 1918/19 wurde Plessner Zeuge der

[40] Vgl. Carstens, Ferdinand Tönnies, 314: Das letzte Internationale Tönnies-Symposion fand 2004 zu dem Thema „Öffentliche Meinung zwischen neuer Wissenschaft und neuer Religion" in Klagenfurt statt.

[41] Vgl. Karl Siegbert Rehberg, Personalität und Figuration gegen jede Gemeinschaftsverschmelzung. Soziologisch-anthropologische Theorieverschränkungen bei Helmuth Plessner und Norbert Elias, in: Plessners Grenzen der Gemeinschaft (s. Anm. 11), 213-247, hier 214.

[42] Vgl. Winfried Gebhard, Erneuerte Religion aus erneuerter Gemeinschaft. Ferdinand Tönnies als Religionssoziologe, in: Volkhard Krech (Hg.), Religionssoziologie um 1900, Würzburg 1995, 296ff.

[43] Vgl. Ulrich Linse, Exkurs: „Gemeinschaft" und „Gesellschaft" von Ferdinand Tönnies bis Theodor Geiger, in: Diethart Krebs/ Jürge Reulecke (Hg.), Handbuch der deutschen Reformbewegungen 1880-1933, Wuppertal 1998, 161-165, hier 162-163.

[44] Vgl. Christoph Dejung, Helmuth Plessner. Ein deutscher Philosoph zwischen Kaiserreich und Bonner Republik, Zürich 2003, 586. Weitere Biographien stammen beispielsweise von Kersten Schüßler und Carola Dietze. Vgl. Kersten Schüßler. Helmuth Plessner. Eine intellektuelle Biographie, Berlin u. Wien. 2000 und Carola Dietze, Nachgeholtes Leben. Helmuth Plessner 1892-1985, Göttingen 2006.

[45] Vgl. Gerhard Arlt, Anthropologie und Politik. Ein Schlüssel zum Werk Helmut Plessners, München 1996, 13-15.

revolutionären Unruhen im Nachkriegsbayern (Erlangen und München). Nach seiner Habilitation 1920 schlug er eine Laufbahn als Privatdozent für Philosophie an der Kölner Universität ein und erlebte dort die fruchtbarsten Jahre seines wissenschaftlichen Schaffens.[46] Dieses Schaffen wurde im WS 1932/33 jäh unterbrochen: „Das Hitlerregime hatte den Professoren, die von den Bestimmungen für die sogenannten Nichtarier betroffen waren, liebenswürdigerweise empfohlen, für das Sommersemester nicht anzukündigen.“[47] Plessner verlor aufgrund der jüdischen Abstammung seines getauften Vaters 1933 seine Stellung an der Universität zu Köln und verließ kurz danach Deutschland. Ab 1934 lehrte Plessner in Groningen zunächst mit vergütetem Lehrauftrag, ab 1939 als Inhaber einer Stiftungsprofessur Soziologie. Der Reichskommissar für die besetzten niederländischen Gebiete entließ Plessner am 23. Januar 1943 an der Universität Groningen, so dass Plessner gezwungen war bis zum Kriegsende in der Illegalität zu leben. Seitens der Universität wurde Plessner in diesem Zeitraum leidlich finanziell unterstützt. Außerdem setzten sich Mitglieder der holländischen Widerstandsbewegung für ihn ein. 1946 wurde Plessner dann von der Universität Groningen zum außerordentlichen Professor ernannt.[48] 1952 kehrte Plessner nach Deutschland zurück, wobei Göttingen sein neues Wirkungsfeld wurde.

Die Göttinger Fakultät suchte bereits seit Ende 1945 einem Nachfolger für den früheren Direktor des soziologischen Instituts Alfred von Martin. Der Dekan der philosophischen Fakultät, Herbert Schöffler, favorisierte Hans Freyer[49], dessen Berufung er in einem Schreiben an die Kultusabteilung des Oberpräsidiums in Hannover vom 6. Dezember 1945 beantragte. Freyer sei eine der „markantesten Gestalten des deutschen Geisteslebens“ und müsse für dieses durch die Berufung nach Göttingen „gerettet werden“. Damit würdigte Schöffler mit Freyer einen Hochschullehrer, dessen Schrift *Revolution von rechts*[50] als programmatischer Wegbereiter der Nationalsozialismus zu bewerten ist. Bedenken des Kultusministers Adolf Grimme hinsichtlich der Person Freyers verzögerten die Besetzung des Lehrstuhls. Die eigentliche Entscheidung fiel schließlich eher unerwartet: Plessner hatte im Sommersemester 1948 Vorträge in Göttingen gehalten und 1949 dort eine Gastprofessur erhalten. Als im selben Jahr eine ordentliche Professur für Soziologie in Göttingen etatisiert wurde, traten die Fakultätsmitglieder gegen Freyer für die Berufung Plessners ein. Plessner entschied sich – nach Angeboten aus Köln und Utrecht – 1952 für die Universität Göttingen. Nicht unwesentlich zu dieser Entscheidung trug der Umstand bei, dass Plessners Jugendfreund Josef König in Göttingen Philosophie lehrte.[51]

Plessners Göttinger Zeit endete 1960. Der nunmehr 70-jährige ging als erster Theo-

---

[46] Vgl. Dejung, Helmuth Plessner, 586.

[47] Plessner, Selbstdarstellung, 332.

[48] Vgl. Anikó Szabó, Vertreibung, Rückkehr, Wiedergutmachung. Göttinger Hochschullehrer im Schatten des Nationalsozialismus, Göttingen 2000, 123-24. Siehe auch Dietze, Nachgeholtes Leben, 326-334.

[49] Zur Person Hans Freyers, vgl. den Beitrag von August H. Leugers-Scherzberg in diesem Tagungsband.

[50] Hans Freyer, Revolution von rechts, Jena 1931.

[51] Vgl. Szabó, Vertreibung, Rückkehr, Wiedergutmachung, 119-126.

dor-Heuss-Professor an die New School for Social Research nach New York. 1963 übernahm Plessner letztmalig Lehrverpflichtungen an der Universität Zürich. Er starb 1985 in Göttingen im Alter von 93 Jahren.[52]

Grenzen der Gemeinschaft

Auf der Basis von Tönnies' *Gemeinschaft und Gesellschaft* legt Helmuth Plessner mit dem Buch *Grenzen der Gemeinschaft* eine „Kritik des sozialen Radikalismus" vor. Zwar beabsichtigte Plessner zunächst nur eine „Kritik des kommunistischen Ethos"[53], aber vor dem Hintergrund der Erschütterungen der Weimarer Republik durch linksextreme und rechtsradikale Umsturz- und Putschversuche entschied er sich schlussendlich für eine „Kritik des sozialen Radikalismus".[54]

Plessner definiert den Begriff *Radikalismus* als „… die Überzeugung, daß wahrhaft Großes und Gutes nur aus bewusstem Rückgang auf die Wurzeln der Existenz entsteht; den Glauben an die Heilkraft der Extreme, die Methode, gegen alle traditionellen Werte und Kompromisse Front zu machen."[55] Vor diesem Hintergrund ist sozialer Radikalismus immer mit einer Opposition gegen das Bestehende verbunden. *Sozialer Radikalismus* ist für Plessner „… die geborene Weltanschauung der Ungeduldigen, soziologisch: der unteren Klassen, biologisch: der Jugend."[56] Geprägt ist sozialer Radikalismus durch den Glauben an die Möglichkeit einer unvermittelten Beziehung zwischen Menschen[57], d.h. durch den „Glauben an eine entweder völkisch oder internationalistisch verklärte Schrankenlosigkeit im Miteinander der Menschen"[58]. Dieser Prägung entsprechen die Suche nach Vergemeinschaftung und die Verneinung der Gesellschaft.[59]

Plessner hält die Annahme, es könnte unvermittelte Beziehungen zwischen Menschen geben, für falsch und wendet sich gegen die Verschleierung und Verfälschung von Gesellschaft durch Gemeinschaftsillusionen.[60] Der Mensch selbst sei durch die gesinnungsmäßige „… Preisgabe eines Rechtes auf Distanz zwischen Menschen im Ideal gemeinschaftlichen Aufgehens in übergreifender organischer Bindung …"[61]

---

[52] Vgl. Arlt, Anthropologie und Politik, 17-19.

[53] Zu beachten ist hierbei, dass Plessner eine national-völkische und eine internationale Form des kommunistischen Ethos unterscheidet. Seiner Meinung nach handelt es sich also beim Faschismus und beim Kommunismus um das gleiche Phänomen. Vgl. Plessner, Grenzen der Gemeinschaft, 49.

[54] Vgl. Helmuth Plessner, Selbstdarstellung, 323.

[55] Plessner, Grenzen der Gemeinschaft, 14.

[56] Ebd.

[57] Vgl. Helmut Plessner, Selbstdarstellung, in: Gesammelte Schriften, 323.

[58] Helmut Plessner, Nachwort zu Ferdinand Tönnies (1955), in: ders., Politik, Anthropologie, Philosophie. Aufsätze und Vorträge, hg. v. Salvatore Giammusso/ Hans Ullrich Lessing, München 2001, 177.

[59] Vgl. Joachim Fischer, Nachwort zu Helmut Plessner (2002), in: Helmut Plessner, Grenzen der Gemeinschaft. Eine Kritik des sozialen Radikalismus, Frankfurt am Main 2001, 136.

[60] Vgl. Bickel, Tönnies und Plessner, in: Plessners „Grenzen der Gemeinschaft", 184.

[61] Plessner, Grenzen der Gemeinschaft, 28.

bedroht.

Das Konzept der Gesellschaft wird nach Plessner grundsätzlich aus zwei Richtungen bekämpft: durch die Herrenmoral, die das Interesse des großen Einzelnen vertritt, und die Gemeinschaftsmoral. Herrenmoral geht vor allem mit antidemokratischem Geist, der Sehnsucht nach Größe, Opferbereitschaft und Irrationalität zusammen, Gemeinschaftsmoral verbindet sich mit Zivilisationsfeindschaft, messianischer Hoffnung und der Liebe zu den Armen. Beide Moralformen verschmelzen im heroischen Gemeinschaftsideal der Jugendbewegung: Die Protagonisten dieser Bewegung sind nach Plessner „für eine gesellschaftliche Lebensordnung wie immer, für eine Zivilisation, die Kultur nicht als Ziel und Bindung, sondern als Mittel und Befreiung empfindet, in welcher nichts auf Intimität, alles auf Abstand angelegt ist …“[62] nicht zu haben.

Zu beachten ist, dass Plessners Interesse sich nicht gegen Gemeinschaft als solche richtet, sondern gegen ihre Propagierung als einzige menschenwürdige Form des Zusammenlebens. Folgerichtig will er die Grenzen der Gemeinschaft als menschlicher Lebensform aufzeigen. Ihre Verfechter definieren Gemeinschaft als lebendige, unmittelbare Beziehung zwischen Menschen, die durch Echtheit und bedingungsloses Vertrauen („Rückhaltlosigkeit“) gekennzeichnet ist. Die Gemeinschaft konstituierende Bindung resultiert aus der gemeinsamen Quelle des Blutes. „Blutsgemeinschaft“ wird in diesem Kontext einerseits als biologische Verwandtschaft, andererseits in einem erweiterten Sinne, als gemeinsame Überzeugung von einer Sache oder als spirituelle Bindung aufgrund vergossenen Blutes verstanden. Damit führt Vergemeinschaftung zur affektiven oder symbolischen Aufhebung der Intimsphäre einer Person. Vor diesem Hintergrund schließt Gemeinschaft Affektwerte höchsten Grades, vor allem Liebe ein. Plessner unterscheidet wirkliche Liebe von bloßer Liebesgesinnung. Wirkliche Liebe ist nicht auf Erwiderung angewiesen, jedoch auf einen Gegenpol, an dem sie sich entzünden kann. „Lieben kann man nur Individuelles, das in konkreter Gestalt dasteht, und erst durch das Individuelle hindurch das Allgemeine.“[63] Liebe zum Volk, zum Land oder zur Menschheit ist nach Plessner nur Liebesgesinnung, die nur in ganz besonderen Situationen – begnadeten Augenblicken – zur echten Liebe werden kann. In solchen Augenblicken wird das Allgemeine plötzlich sichtbar als Gegenbild, an dem sich die Liebe entzündet. Für Plessner ist das Augusterlebnis des Ersten Weltkrieges ein solcher seltener Moment.[64] Plessner hält die Rede von „Volksgemeinschaft“ oder „Menschengemeinschaft“ für verlogen, weil sie etwas als Dauerzustand vorgaukelt, was nur im begnadeten Augenblick möglich ist.[65] Je größer der Abstand zwischen den Trägern der geforderten Liebe ist, desto weniger entsteht echte Liebe und damit wirkliche Gemeinschaft.

Vor diesem Hintergrund besteht die **erste Grenze der Gemeinschaft** also darin, dass die Chance ihrer Realisierung mit der Wahrscheinlichkeit der Liebe, d.h. mit der

---

[62] Ebd., 38.
[63] Ebd., 46.
[64] Vgl. ebd., 46.
[65] Zur „Konservierung“ des Kriegserlebnisses in der Liturgie vgl. den Beitrag von Lucia Scherzberg in diesem Tagungsband.

Distanz zwischen den Personen abnimmt. Echte Gemeinschaften schließen sich deswegen um Führerpersonen zusammen und ohne diese gestalthafte Mitte ist Gemeinschaft nicht dauerhaft möglich: „Immer ist Gemeinschaft kreishaft gegen ein unbestimmtes Milieu abgeschlossene Sphäre der Vertrautheit. Ihr wesensnotwendiger Gegenspieler […] ist die Öffentlichkeit, der Inbegriff von Leuten und Dingen, die nicht mehr ‚dazugehören'."[66]

Das kommunistische Ethos setzt sich sowohl in seiner nationalistischen als auch seiner internationalistischen Variante über diese erste Grenze der Gemeinschaft hinweg. So fallen für den nationalistischen Kommunismus die Grenzen der Liebesmöglichkeit mit den Grenzen des Volkes zusammen, wobei die Volksgemeinschaft aus der gesellschaftlichen Erstarrung zu neuem Leben erweckt werden muss. Der internationalistische Kommunismus hat die Vereinigung aller Menschen aufgrund ihrer Menschlichkeit zum Ziel, d.h. eine Gemeinschaft der Überzeugung auf der Grundlage der Vernunft.

Für Plessner kann es durchaus echte Gemeinschaft aus Überzeugung geben, die dann entsteht, wenn Menschen sich über etwas einigen. Eine solche Gemeinschaft ist durch ein unpersönliches Fundament, eine unendliche Ausdehnungsfähigkeit und absolute Gleichberechtigung gekennzeichnet. Allerdings offenbart sich hier *eine zweite Grenze der Gemeinschaft*, die zugleich die Unrealisierbarkeit des internationalistischen Kommunismusmodells besiegelt. Denn die obige Gemeinschaftsform stehe im krassen Gegensatz zur individuellen, praktischen Lebenswirklichkeit. Im Alltag bleibe angesichts vielfältiger Handlungs- und Entscheidungsdruck viel zu wenig Zeit für Argument und Diskussion – nur wenige Entscheidungen seien wirklich durch rationale Begründung und Überzeugung bestimmt. Damit überschätze das Gemeinschaftsideal des internationalistischen Kommunismus die Bedeutung des Intellektes, dem das gesamte Leben unterworfen werden soll.

Als negative Grenzen der Gemeinschaft kristallisieren sich für Plessner also die Unaufhebbarkeit der Öffentlichkeit und die Unvergleichlichkeit von Leben und Geist heraus.[67] Das Aufzeigen solcher negativen Grenzen ist für ihn allerdings nicht ausreichend, weil es die Propagierung der *Zerschlagung der Gesellschaft in viele kleine Gemeinschaften* nicht grundsätzlich verhindert. Deswegen geht Plessner einen Schritt weiter und versucht Werte aufzuweisen, die zugleich nötig und nur in der gesellschaftlichen Lebensordnung zu finden sind.

Faktisch klaffen für Plessner Ideal und Realität von Gemeinschaft auseinander. In seiner alltäglichen Erfahrung erlebe der Mensch, dass keine gemeinschaftliche Bindung unzerbrechlich sei. Wenn man danach fragt, was Menschen in die Distanz voneinander treibt, ist nach Plessner nicht die Abgeschlossenheit des Menschen durch den Körper (materielle Existenz) heranzuziehen, sondern das Bewusstsein, eine Seele zu haben, in der Fühlen, Wollen und Denken angesiedelt sind. Diese Seele versteht Plessner als Mehrdeutigkeit und Ambivalenz, da sie zwischen Potentialität und Aktualität schillert. So wolle die Seele sich einerseits aktualisieren, sich festlegen, um

[66] Plessner, Grenzen der Gemeinschaft, 48.
[67] Vgl. ebd., 55.

wahrgenommen zu werden, andererseits wolle sie nicht fixiert werden, sondern immer auch offen für andere Möglichkeiten sein können. Daraus ergebe sich ein Paradox von Geltungsbedürfnis und Zurückhaltung, dem im Bereich des praktischen Handelns das Paradox von Naivität und Reflexion entspricht.[68]

Wenn die Seele sich öffnet, geschieht das nach Plessner immer unter dem Risiko, lächerlich zu wirken und die Würde zu verlieren. In der echten Gemeinschaft, die durch Liebe oder Überzeugung getragen wird, sei dieses Risiko aufgefangen: „An dem Psychischen aber haftet gewissermaßen die Lächerlichkeit, sie ist in seiner Natur latent eben durch die Zweideutigkeit, die keine Bestimmung und keine letzte Nähe, es sei denn in der Liebe erträgt."[69] Als problematisch erweist sich für Plessner die Öffnung der Seele, wenn – wie im Bereich der Öffentlichkeit – weder Liebe noch Überzeugung gegeben ist. Einerseits müsse die Seele hier ganz explizit vor der Lächerlichkeit geschützt werden, andererseits müsse auch ihr Bedürfnis nach Respekt und Aufmerksamkeit befriedigt werden. Um dieses Problem zu lösen, setze das Individuum eine Maske auf und spiele eine Rolle. Damit verzichte es auf seine Individualität, um stellvertretend in einer Maske/Rolle gesehen und geachtet zu werden. Die Unangreifbarkeit der Seele wird nach Plessner somit durch die Irrealisierung der Person und stellvertretende Bedeutung erkauft.[70]

Strategien, die den Seeelenschutz erleichtern sind nach Plessner das Zeremoniell, das Streben nach Prestige sowie das Erlangen desselben. Das Zeremoniell erhöhe die Sicherheit, indem es vor persönlichem Zusammenstoß schütze. Allerdings enge es auch ein und biete keine Möglichkeit zur Entfaltung. Dies wiederum ermögliche aber das Streben nach Prestige. Wenn die Rolle, die eine Person spiele, auch ihren Fähigkeiten und Neigungen entspreche, habe sie die Chance, ein Werk zu schaffen, das als objektiviertes Bild der eigenen Person gelten kann.[71]

Darüber hinaus wird nach Plessner der Umgang zwischen Menschen in der Öffentlichkeit durch Diplomatie und Takt geregelt. An die Stelle von Liebe oder Überzeugung müsse hier die Übereinkunft als künstliches Mittel treten. Übereinkünfte können für Plessner durch Diplomatie so gestaltet werden, dass sie einem Ausgleich aufgrund von Liebe oder Überzeugung nicht nachstehen. Diplomatie sei ein Spiel, in dem die Teilnehmer über die gleichen Mittel verfügten und die gleiche Intention besäßen: jeder wolle für sich den größtmöglichen Vorteil erreichen. Gewalttätige Auseinandersetzungen werden dabei nach Plessner durch Übereinkünfte verhindert. Dabei sind diese Übereinkünfte seiner Meinung nach nicht von vornherein durch Normen geregelt, sondern was gilt, wird je aktuell ausgehandelt. In der Geselligkeit, die keinem Geschäftszweck dient übernimmt der Takt für Plessner die Funktion der Diplomatie.[72]

Nach Plessner werden die gesellschaftliche und gemeinschaftliche Sphäre durch den Staat verbunden. Die Methode des Ausgleichs zwischen beiden Größen sei das

[68] Vgl. ebd., 60-67.
[69] Ebd., 70.
[70] Vgl. ebd., 70-78.
[71] Vgl. ebd., 79-94.
[72] Vgl. ebd., 95-112.

Recht, das Elemente des natürlichen Rechtsempfindens mit Elementen der Logik des Geschäfts verbinde. Das Recht ist für Plessner eine künstliche Regelung, weil es keine naturwüchsige übergeordnete Gesetzmäßigkeit für Gemeinschaft und Gesellschaft gibt. Die Individuen delegierten Verfügungsgewalt an den Staat, d.h. sie verzichteten auf einen Teil ihrer unmittelbaren Freiheit. Die Entscheidungsträger des Staates werden damit zu Inhabern der höchsten Gewalt, wobei dies nach Plessners Ansicht nicht unbedingt durch Wahlen geschehen muss. Auf dieser höchsten Stufe gesellschaftlicher Abstraktion erscheint dann für Plessner wieder die konkrete Einzelperson mit ihren irrationalen Entscheidungen, bleibt doch für Abgleich von Standpunkten, zur Bildung von Überzeugungen im Alltag politischer Entscheidungen zu wenig Zeit. Die Person des Staatsmannes ist nach Plessner nunmehr eine doppelt irrealisierte Person – sie ist nach der Logik der Öffentlichkeit ein Funktionsträger, spielt eine Rolle, und als Verantwortliche für das Ganze ist sie zugleich Verkörperung des Ganzen.

Plessner charakterisiert Politik als spezifizierte Diplomatie, die Formen der Auseinandersetzung zwischen Menschen kultivieren soll. Um diese zu gewährleisten, müsse Politik mit Vernichtung drohen können und die Mittel dazu auch real besitzen. Deshalb brauche Politik Geschichte, die den Zusammenhang zwischen gegenwärtigen und früheren Entscheidungen aufzeige. In diesem Sinne gibt es für Plessner auch nur politisch-militärische Geschichte, d.h. Geschichte der Schlachten und Staatsaktionen. Das Element der Kulturgeschichte fehlt somit bei Plessner.

Weil es Öffentlichkeit gibt, gibt es für Plessner auch einen Zwang zur Politik, d.h. die Übernahme von Verantwortung ist notwendig. Wille zur Macht und Geltungstrieb sind für Plessner deswegen nicht negativ konnotiert, sondern dienen der Sicherung der Seele und damit der ganzen Person. Schlussendlich werden so die Gewaltmittel des Staates zum Schutzmittel von Individualität und Menschenwürde. Damit hat Plessner sein Ziel erreicht: Wenn Individualität und Menschenwürde nur in der Gesellschaft angemessen geschützt werden können, ist die Gesellschaft eine notwendige Größe des menschlichen Zusammenlebens. Die von Gemeinschaftsenthusiasten propagierte Zerschlagung der Gesellschaft in viele kleine Gemeinschaften schützt nach Plessner dagegen Menschenwürde und Individualität nicht angemessen, macht also Gesellschaft nicht überflüssig.[73]

Rezeptions- und Wirkungsgeschichte

Plessners *Grenzen der Gemeinschaft* wurde bei seinem Erscheinen zwar stärker beachtet als Tönnies' *Gemeinschaft und Gesellschaft*. Besprechungen verfassten u.a. Peter Wust, Siegfried Kracauer, Nicolai von Bubnoff und Tönnies selbst.[74] Allerdings wurden Plessners Thesen bis zu der soziologischen Rollen- und Interaktionsdebatte der 1960er Jahre kaum aufgegriffen. Dies erklärt Lessing mit dem Umstand, dass Plessner ein Grenzgänger zwischen Disziplinen, Methoden, Ansätzen und Schulzusammenhängen war. „Dieses Motiv des ‚Dazwischen-Stehens', die geradezu konstitutive Unzugehörigkeit und Ort-losigkeit, …, seine philosophisch-wissenschaftliche

[73] Vgl. Ebd. 113-133.
[74] Vgl. Vorwort zu Plessners „Grenzen der Gemeinschaft" (s. Anm. 11), 9-10.

Grenzgängerschaft läßt sich fast durch sein ganzes wissenschaftliches Leben verfolgen."[75] Darüber hinaus habe Plessners Werk unter keinem günstigen Stern gestanden. So erschien sein Hauptwerk *Die Stufen des Organischen*[76] 1928 zeitgleich mit Max Schelers *Die Stellung des Mensch im Kosmos*[77] und ein Jahr nach Martin Heideggers *Sein und Zeit*[78]. „Geradezu eingekeilt zwischen Schelers und Heideggers Werk musste das Opus eines jungen, noch unbekannten Autors fast wirkungslos bleiben."[79] Schlussendlich brachte die erzwungene Emigration Plessners nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten die ohnehin eher zaghafte Diskussion um Plessners Bücher zum Erliegen. Erst mit der Übernahme des Lehrstuhls in Göttingen 1951 avancierte Plessner zu einer wichtigen Gestalt der deutschen Nachkriegssoziologie.[80]

Anders als *Die Stufen des Organischen* blieb *Grenzen der Gemeinschaft* ein Geheimtipp, bis das Buch Ende der 1980er/Anfang der 1990er Jahre plötzlich entdeckt, kontrovers diskutiert und öffentlich wirksam wurde.[81] Seitdem wurde Plessners Schrift zum Schnittpunkt verschiedener Streitlinien, die beispielsweise von der Frage der Auseinandersetzung mit der nachrevolutionären Wiederkehr von Gesellschaft und Gemeinschaft seit 1989 bis zur Frage nach der Kontinuität der deutschen Denkfigur „warme Gemeinschaft" – „kalte Gesellschaft" reichen. Um die Entschlüsselung der Plessnerschen Schrift bemühten sich vor allem Soziologie, Philosophie, Literatur- und Politikwissenschaft. Die der Debatte anfänglich immanente klassische Vergangenheitsbewältigung, die sich an der Frage abarbeitete, ob die 1930er/40er Jahre dem „sozialen Radikalismus" oder den „kalten Verhaltenslehren" (Helmuth Lethen) zuzurechnen seien, weitete sich zur Bewältigung osteuropäischer Gesellschaften am „Ende der Utopie" (Zdzislaw Krasnodebski).[82] Helmut Lethen hatte Plessner in seinem Buch *Verhaltenslehren der Kälte*[83] zum Kronzeugen einer neuen theoretischen und ethischen Sachlichkeit in den zwanziger Jahren stilisiert. Deren Wirkungsgeschichte und die Programmatik der kalten Verhaltenslehren sind dabei für Lethen von entscheidender Bedeutung: „Mit dem Umschlag von Kultur in Zivilisation verkommt das ‚Subjekt im Panzer' (184) notwendig zur ‚Verlassenheit' (268)."[84] Dadurch resultiere die Flucht des Subjekts in zwei Grundkomponenten der Diktatur: Masse und entlastende Institu-

---

[75] Hans Ullrich Lessing, Hermeneutik der Sinne. Eine Untersuchung zu Helmuth Plessners Projekt einer „Ästhesiologie des Geistes" nebst einem Plessner-Ineditum, Freiburg u. München 1998, 19-20.

[76] Vgl. Helmuth Plessner, Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie, Berlin u. Leipzig 1928.

[77] Vgl. Max Scheler, Die Stellung des Mensch im Kosmos, Darmstadt 1928.

[78] Vgl. Martin Heidegger, Sein und Zeit, Tübingen 1927.

[79] Lessing, Hermeneutik der Sinne, 24.

[80] Vgl. ebd., 17-26.

[81] Vgl. Vorwort zu Plessners „Grenzen der Gemeinschaft", 10.

[82] Vgl. ebd., 10-14.

[83] Vgl. Helmut Lethen, Verhaltenslehren der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen, Frankfurt am Main 1994.

[84] Joachim Fischer, Panzer oder Maske. „Verhaltenslehre der Kälte" oder Sozialtheorie der „Grenze", in: Plessners „Grenzen der Gemeinschaft", 80-102, hier 83. Die Seitenangaben beziehen sich auf Lethen, Verhaltenslehren der Kälte.

tion[85]. Lethens Lesart von *Grenzen der Gemeinschaft* beeinflusste die Plessner-Rezeption seit Anfang der 1990er Jahre entscheidend.[86] Jedoch meldeten sich auch immer wieder kritische Stimmen gegen Lethens Plessner-Interpretation zu Wort.[87] Das Stichwort „Ende der Utopie" verbindet sich bei Krasnodebski wiederum mit der Frage, ob und wie Plessners Vorstellungen von den Grenzen der Gemeinschaft und der menschlichen Natur nach dem Zusammenbruch des Ostblocks – d.h. am Ende der kommunistischen Utopie – eine philosophische Anthropologie inspirieren können.[88]

Die Debatte um Gemeinschaft/en ist im Zuge der Kritik eines konsumistischen, therapeutisch-selbstbezüglichen oder marktgerecht-egoistischen Rückzugs-Individualismus durch den sog. Kommunitarismus seit den 1980er Jahren wieder erstarkt[89], nachdem der Begriff aufgrund seiner missbräuchlichen Verwendung im Kontext des Nationalsozialismus lange tabuisiert war.[90] „Der Furor nationalistischer und kommunistischer Gemeinschaftsgesinnungen […] hat die Plessnersche Schrift im Nachhinein mit einer prophetischen Kraft ausgestattet … Aber zugleich scheint sie sich damit überflüssig gemacht zu haben."[91] So scheint das Idol dieses Zeitalters nicht mehr die Gemeinschaft, sondern die Gesellschaft von Individuen zu sein. Wäre es also nicht sinnvoller, Plessner zu verabschieden und über die Grenzen von Gesellschaft und Individualisierung zu schreiben? Jedoch behält Plessners Schrift auch nach dieser Problemverschiebung eine überraschende Aktualität, die an dem Untertitel *Eine Kritik des sozialen Radikalismus* festzumachen ist. Denn Plessners Analyse ist sowohl konkret gegen die geistigen Strömungen seiner Zeit gerichtet als auch in ihrem sozial anthropologischen Kern unparteiisch und zeitlos. Mit seiner Diskussion der Idee „Gemeinschaft der Sache" öffnet Plessner den Blick für die moderne Frage nach den Chancen und Möglichkeiten einer Weltgemeinschaft[92]. Aktuell bleiben auch seine Aussagen zur gesinnungsmäßigen Überspitzung des Gemeinschaftlichen. Vielleicht scheint die von Plessner kritisierte utopische Gemeinschaftsgesinnung gerade in globalen Bezügen wieder aufzuleben. Das Sprechen von einer „Solidargemeinschaft

---

[85] Vgl. ebd., 83-84.

[86] Vgl. ebd., 80.

[87] Vgl. z.B. Wolfgang Eßbach, Verabschieden oder retten? Helmut Lethens Lektüre von Plessners „Grenzen der Gemeinschaft", in: Plessners „Grenzen der Gemeinschaft", 60-79. Eßbach kritisiert hier vor allem die Historisierungsstrategie Lethens und zeigt deren Grenzen auf.

[88] Vgl. Zdzislaw Krasnodebski, Ende der Utopie und die Grenzen der Gemeinschaft, in: Unter offenem Horizont. Anthropologie nach Helmuth Plessner, hg. v. Jürgen Friedrich/Bernd Westermann, Frankfurt am Main 1995, 219-230. Der Begriff „Ende der Utopie" rekurriert auf Plessners Abhandlung *Diesseits der Utopie*. Vgl. Helmuth Plessner, Diesseits der Utopie. Ausgewählte Beiträge zur Kultursoziologie, Düsseldorf 1966.

[89] Vgl. dazu beispielsweise Axel Honneth, Individualisierung und Gemeinschaft, in: Christel Zahlmann (Hg.), Kommunitarismus in der Diskussion. Eine streitbare Einführung, Berlin 1992, 16-23.

[90] Vgl. Rehberg, Personalität und Figuration, in: Plessners „Grenzen der Gemeinschaft", 213.

[91] Karl Otto Hondrisch, „Grenzen der Gemeinschaft", Grenzen der Gesellschaft heute, in: Plessners „Grenzen der Gemeinschaft", 294-321, hier 294.

[92] Zu Chancen und Risiken von Gemeinschaft auf internationaler Ebene vgl. die Beiträge von Wilfried Loth und Simone Sinn in diesem Tagungsband.

der Versicherten“, einer „Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft“ oder von der „Weltgemeinschaft“ kann hierfür ein Indiz sein.

Allerdings – dies zeitigt die Lektüre Plessners nach Meinung von Karl Otto Hondrisch – ist Gemeinschaftsgesinnung als ideologische und politische Beanspruchung von Gemeinschaft nicht in der gemeinschaftlichen, sondern gerade in der gesellschaftlichen Sphäre verortet. Daraus folgt, dass nicht etwa das Gemeinschaftliche, sondern vielmehr das Gesellschaftliche dazu tendiert, die eigenen Grenzen zu überschreiten und die Balance des sozialen Lebens zu gefährden. Die Plessnersche Analyse kann nach Hondrisch deswegen gerade als Rückbesinnung auf die elementaren sozial anthropologischen Grenzen des sozialen Zusammenlebens fruchtbar aktualisiert werden.[93]

Fazit

Neben der Frage, ob *Tönnies* die Gemeinschaft der Gesellschaft in unangemessener Weise vorzieht, ist kritisch auf den patriarchalen Charakter seines Gemeinschaftskonzeptes hinzuweisen. Deutlich wird dieser Charakter beispielsweise an Tönnies’ Definition von Herrschaft als Vollendung der biologischen Vaterschaft durch die geistige Erziehung der eigenen Kinder. Seine Verklärung des Patriarchalismus, aber auch die Tatsache, dass seine soziologische Analyse von einer Wesensmetaphysik der Geschlechter überlagert ist, ist aus Genderperspektive zu hinterfragen.[94] Tönnies selbst kritisiert vor allem das kapitalistische Wirtschaftssystem: Die Transformation von Gemeinschaft in Gesellschaft zieht nach Tönnies für die Arbeiterklasse Entwurzelung, Kulturverlust und Zivilisationsferne nach sich. Folgerichtig bleiben am Ende nur die Kapitalisten als Träger und Subjekte der Gesellschaft übrig. Hervorzuheben ist der Umstand, dass Tönnies‘ Gemeinschaftskonzept gegen die Intentionen des Autors von völkischen und nationalsozialistischen Protagonisten rezipiert wurde. Die entscheidende Differenz zwischen Tönnies’ Gemeinschaftskonzept und dem völkisch-nationalsozialistischen Gemeinschaftskonzept liegt in der Tatsache, dass bei ersterem das Rassenparadigma fehlt, das für letzteres konstitutiv ist.

Weil *Plessner* seine anthropologische Deutung mit der Interpretation der deutschen Situation verschränkte, gewann seine schillernde Schrift „im Nachhinein“ eine „prophetische Kraft“, die sie selbst ursprünglich gar nicht beanspruchte.[95] So ist es Plessners Verdienst bereits 1924 ideologisch übersteigerte Gemeinschaftsgesinnungen jeglicher Art entscheidende Grenzen aufgezeigt zu haben. Nicht zuletzt impliziert „reine“ Gemeinschaft bei Plessner immer auch die Aufgabe der Persönlichkeit. Wie scharfsichtig Plessners Analyse der „sozialen Radikalismen“ war und ist erweist sich „im nachhinein“; nachdem der „Furor nationalistischer und kommunistischer Gemein-

[93] Vgl. Hondrisch, „Grenzen der Gemeinschaft“, Grenzen der Gesellschaft heute, in: Plessners „Grenzen der Gemeinschaft“, 294-96.

[94] Vgl. Michael Meuser, Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster, Wiesbaden 2006[2], 21-31, hier 31,.

[95] Vgl. Hondrisch, „Grenzen der Gemeinschaft“, Grenzen der Gesellschaft heute, in: Plessners „Grenzen der Gemeinschaft“, 294.

schaftsgesinnungen“[96] über das Europa des 20. Jahrhunderts hinweggefegt war. Zu betonen ist darüber hinaus Plessners konsequenter Einsatz für Menschenrechte und Menschenwürde. Da Individualität und Menschenwürde für Plessner nur im Rahmen der Gesellschaft angemessen zu schützten sind, ist diese eine notwendige, nicht aufgebbare Größe im menschlichen Zusammenleben. Plessners heutige Aktualität lässt sich schließlich mit dem Wiederauftauchen der Vorstellung von Gemeinschaft im globalen Kontext erklären. In diesem Kontext können seine Ausführungen dazu inspirieren nachzudenken, ob und wie Gemeinschaft im globalen Kontext als „Gemeinschaft der Sache“ möglich ist.

[96] Ebd.

Zu Tönnies´ Entwicklungsgeschichte[1]

Von Baron Cay v. Brockdorff

Tönnies´ Aufstieg zur Höhe wissenschaftlichen Ruhmes beginnt schon mit seiner genialen und als genial auch überall gewürdigten Jugendschrift: „Gemeinschaft und Gesellschaft." Dieses Werk liegt allen seinen späteren Untersuchungen zugrunde, und er hat dessen Hauptgedanken in einer Reihe von anderen Werken immer wieder von neuem beleuchtet und erläutert. Solche Erläuterungen betreffen natürlich auch die Quellen, aus denen der große Begründer der Deutschen Soziologie Anregung geschöpft hat, und sie sind wiederholt zu tiefen geschichtlichen Forschungen erweitert, Forschungen, die der ganzen Geschichte der Philosophie neue Auftriebe verliehen haben. Hierhin gehören namentlich die Studien, die Tönnies der Erschließung eines typischen Gesellschafts-Philosophen gewidmet hat, der Interpretation Thomas Hobbes´.

Wenn es auch von Tönnies zweifellos zu viel gesagt war, daß es eine eigentliche philosophiegeschichtliche Forschung vordem noch gar nicht gegeben habe, so ist es doch richtig, daß die sorgfältige Erklärung des Hobbes noch in den Ansätzen lag und viele Lehrbücher ungenaue, ja irrige Meinungen von einander übernahmen und verbreiteten. Mit diesen ist Tönnies denn auch recht strenge ins Gericht gegangen. Daß Ludwig Feuerbach und F. A. Lange sich wenigstens um eine gerechte Würdigung des großen englischen Klassikers bemüht haben, ist Tönnies meines Wissens erst im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts zum Bewußtsein gekommen. Um ganz gerecht zu sein, müßte man auch schon auf Dr. Campbells Einleitung und Erläuterung in seiner Ausgabe (von 1750) der englischen Werke eingehen. Gerade aus dieser hat Tönnies die ersten Eindrücke von Hobbes´ Größe empfangen, zumal in ihr in sehr geeigneter Weise alles das verarbeitet worden war, was man in der Zeit von 1650-1750 sachlich über den Philosophen vorzubringen wußte.

Englische Gelehrte von Rang haben sich nach Campbells Bemühungen um die Erschließung von Materialien und um die Erklärung des Systems verdient gemacht, immerhin hat keiner von ihnen mehr zu leisten vermocht als Tönnies. Dieser erkannte seinerseits gern an, daß G. C. Robertsons Forschungen mit den deutschen Ergebnissen durchaus zusammenträfen. Indessen bietet sich für einen Engländer weit leichter die Gelegenheit, zu den ungedruckten Quellen zu gelangen als für einen ausländischen Gelehrten. In den wichtigsten Bibliotheken des Inselreichs war Tönnies zwar sehr bald heimisch, was ihm aber noch fehlte, war Einsichtnahme in die im Privatbesitz befindlichen Akten, besonders in die Hardwick Papers.

Da ist es Professor Max Müller in Oxford, der berühmte Sprachforscher, gewesen, der dem jungen Landsmann seine hilfreiche Hand bot.

Die mächtige Fürsprache des großen Gelehrten gab Tönnies also Gelegenheit, die

[1] Veröffentlichung der Hobbes-Gesellschaft, Kiel 1937.

Hardwick Papers zu prüfen. Es ist nicht sehr leicht zum Schloß Hardwick zu gelangen, und leider litt Tönnies an dem betr. Tage unter einer erheblichen Erkältung mit starken Kopfschmerzen. Umso mehr müssen wir die Energie bewundern, mit der er die Durchsicht vollzog und sehr sorgfältige Aufzeichnungen machte.

Hiervon ist vieles in die berühmte Monographie über Hobbes übergegangen: vergl. die Auflagen von 1896, 1912 und 1925.

Als wichtigstes Ergebnis seiner Untersuchungen auf Hardwick konnte Tönnies die erfolgreiche Zuhilfenahme einer Abschrift der „Elements of Law“ von Hobbes ansehn, die ihm den korrekten Neudruck des nur in ungenügenden und nicht einmal zusammenhängenden Ausgaben des berühmten Werkes ermöglichte. Es gab verschiedene Abschriften, die Tönnies mit den mangelhaften Drucken verglich, die sich aus dem 17., dem 18. und dem 19. Jahrhundert vorfanden, und schließlich konnte festgestellt werden, daß das unter dem Titel „Human Nature“ veröffentlichte Buch mit dem Abriß „De Corpore Politico“ zusammengehörte, was weder Dr. Campbell noch Sir William Molesworth erkannt hatte, und daß diese Stücke eben den „little treatise“ ausmachten, den Hobbes im Jahre 1640 verfaßt und verschiedenen Kavalieren zur Einsicht upon the power and rights of sovereignty unterbreitet hatte. Tönnies prüfte vier im Britischen Museum aufbewahrte Abschriften und verglich sie mit der in den Hardwick Papers vorhandenen. Diese rührt aus Hobbes´ eigenem Besitz her und weist Züge der Entstehung und Entwicklung des Werkes auf. Die Abweichungen sind in den Anmerkungen sorgfältig berücksichtigt worden, so daß wir es mit einer kritischen Ausgabe allerersten Ranges zu tun haben.

Was insbesondere den ersten Teil betrifft, so hat ihn Holbach unter dem Titel „De la nature humaine“ übersetzt (Londres 1772); Diderot nannte das Buch un chef d´oeuvre de logique et de raison, und der dänische Philosoph Anton Thomsen, berühmt durch sein umfassendes Werk über David Hume, sah in ihm das beste und wirkungsvollste psychologische Werk, das ihm je in die Hände gekommen war, und das er sogar über Humes Treatise und Enquiries stellte.

In der Vorrede zur zweiten Auflage der Monographie konnte Tönnies mit vollem Recht sagen, sein Buch sei mit Gunst aufgenommen worden.

Die Öffentliche Meinung ist sozialer Wille[1]

Platon: Kriton - Sokrates im Gespräch mit den Gesetzen Athens

Von Miriam Mentz

Einleitend:

Ein Unternehmen hat es immer mit einem Gegenstand zu tun. Dieser Gegenstand hat jedoch seine Tücken, da er nicht in dem Sinne Gegenständlich ist, als dass man ihn mit Händen anfassen könnte. Anders ist es jedoch andersherum – zwar kann der Unternehmer nicht den Gegenstand fassen, dieser aber einen.

Zudem ist es wichtig zu verstehen, dass es Vorgänge immer nur in Körpern geben kann. Mit diesem Verständnis wird die Grundlage für die Unternehmensführung und für diese Vorlesung gelegt.

In welchem Verhältnis stehen die Öffentliche Meinung und der Gegenstand? Wie hat man das zu verstehen?

Gliederungspunkte:

1. Hyperorganismus = überpersonaler Zusammenhang
2. Ö-ffentliche Meinung[2]
3. Ökonomische Funktionalität

Platon und Sokrates

Sokrates selbst ist einer der berühmtesten Philosophen überhaupt. Er war zudem auch Bildhauer, Soldat, Abgeordneter und Familienvater.

- Seine Ehefrau war die, allgemein als herrisch und mürrisch beschriebene, Xantippe.
- Platon war Sokrates Lehrling und schrieb nach dessen Tod eine Reihe an Dialogen auf, die er oder andere mit Sokrates geführt haben sollen. Sokrates selbst verfasste kein Schriftstück.
- Alles was Platon über Sokrates schrieb, legte er in Dialogform nieder, in der

[1] Arbeit des Seminars „Die ökonomische Funktion der Öffentlichen Meinung“ vom WS 2011 / 2012 an der Universität Hamburg. Leitung Prof. Dr. Alexander Deichsel, Inst. f. Markentechnik.

[2] Bei dem großen „Ö“ in „Öffentliche Meinung“ handelt es sich keineswegs um einen Rechtschreibfehler, sondern um eine bewusste Abgrenzung zu der öffentlichen Meinung, als den ver-öffentlichten Meinungen. Diese Unterscheidung wird in der anhängenden Ausarbeitung, in Hinblick auf die Definition Ferdinand Tönnies, noch einmal näher erläutert.

Sokrates stets der, ausschließlich, Fragende[3] war und so sein Gegenüber geschickt auf seinen Weg führte. Das Ergebnis war, dass der Dialogpartner am Ende gewissermaßen zugeben musste, selber die entsprechenden Aussagen getroffen zu haben und somit auch keine weitere Gegenargumentation mehr ausblieb. In dieser Weise entwickelt sich auch das Gespräch zwischen Sokrates und Kriton, um das es gleich im Folgenden gehen wird.

Platon: Kriton

Der von Platon niedergeschriebene Dialog „Kriton" behandelt die Szene, in der Sokrates durch ein Athener Gericht bereits sein Todesurteil erhalten hat und in einer Zelle auf die Vollstreckung dessen wartet. Kriton – ein Freund, Schüler und Bewunderer Sokrates – gelingt es, da die Vollstreckung des Urteils noch einen weiteren Tag auf sich warten lässt, eine Fluchtmöglichkeit zu organisieren und in die Gefängniszelle zu Sokrates vorzudringen, um ihn den Plan zu schildern und ihm bei der Flucht zu helfen. Doch möchte Sokrates Kriton nicht folgen und fliehen bevor er, wie er Kriton erklärt, selber von der Richtigkeit einer Flucht überzeugt ist. Jedoch ließe er sich gerne von Kriton überzeugen. Somit lässt sich Kriton auf das Gespräch ein und versucht auf diesem Weg Sokrates von der Richtigkeit der Flucht überzeugen.

Der Dialog baut sich typischerweise als ein Frage-Antwort-Dialog auf, in welchem Sokrates vorwieglich Fragen stellt oder von Kriton bereits Gesagtes oder Bestätigtes noch einmal neu in seinen Worten zusammenfasst. Kriton dagegen wirft zwar auch eigene Argumente ein, ist jedoch größtenteils in der Rolle des Antwortenden. Somit erfüllt auch der von Platon verfasste Dialog „Kriton", den zuvor erwähnten Aufbau, in dem Sokrates als ‚bloß Fragender' agiert und überzeugt.

Der Dialog in der Gefängniszelle thematisiert im Wesentlichen die Rolle der Vernunft im Leben sowie die Rolle der Gesetzte Athens im Leben Sokrates und aller Bürger Athens und das daraus folgende Fazit für die Richtigkeit einer Flucht.

Sokrates zeigt auf, das es die Gesetze Athens sind, die nun seinen Tod fordern, aber ihn zuvor eben auch geschaffen haben. Auf diese Erkenntnis hin fragt er Kriton, ob es nun Richtig und der Vernunft zuträglich sein kann eben diesen Gesetzen nun, da sie nicht mehr gut für ihn sind, den Rücken zu kehren.[4]

---

[3] Kriton zu Sokrates: „da du ja auch die Gewohnheit hast, zu fragen und dir antworten zu lassen." Platon: Apologie des Sokrates. Kriton, in: Reclams Universal-Bibliothek Nr. 893, hg. v. Fuhrmann, Manfred. Stuttgart: Reclam 1987, S. 50

[4] Wortgetreue Ergänzung aus dem schriftlich verfassten Dialog: „Denn wir [die Gesetze], die wir dich hervorgebracht, aufgezogen und ausgebildet, die wir dir, soviel wir konnten, Anteil an allem Schönen gegeben haben; und ebenso deinen sämtlichen Mitbürgern: wir haben trotzdem jeden Athener, der will, ausdrücklich freigestellt, er möge, […] mitsamt seiner Habe davonziehen. […] Doch wer von euch dableibt, nachdem er gesehen hat, wie wir Recht sprechen, […] von dem behaupten wir, er sei nunmehr durch sein Verhalten mit uns übereingekommen." Platon: Apologie des Sokrates. Kriton, in: Reclams Universal-Bibliothek Nr. 893, hg. v. Fuhrmann, Manfred. Stuttgart: Reclam 1987, S. 52.

Mit dieser Argumentation greift Sokrates das zentrale Thema der Soziologie auf:

- ➔ Der einzelne Mensch wird immer in Zusammenhänge (also Gesetzte, Sitten etc.) reingeboren und führt ein Leben, dass sich in mitten dieser organisiert.
- ➔ Die Wissenschaft vom Sozialen zeigt einen ganz strengen Sachzusammenhang, der dadurch entsteht, dass Menschen, die etwas zusammen wollen sich immer fördernd aufeinander beziehen.

Zu Punkt 1: Hyperorganismus = überpersonaler Zusammenhang

Es bestehen immer kulturelle Druckkammern, also diese jeden überall umgebenden Sachzusammenhänge, in denen sich Menschen bewegen.

Ein Beispiel:

Spricht man Menschen an einem Bahnhof an und fragt sie wohin sie wollen, wird man Antworten hören, wie: „Ich will ins Theater“, „Ich möchte zu einem Freund“, „Auf dem Weg zur Arbeit“. Doch stellt sich hier die Frage: „Wer will?“.

Es zeigt sich, jeder Mensch ist Ununterbrochen damit beschäftigt sich in Hypos zu organisieren.

Bei Sokrates handelt es sich jedoch um die Inkarnation „individuellen Denkens“. Denn Sokrates geht bewusst mit diesem ‚Ding‘ um. Er sagt: Ich bin mir der Zusammenhänge und ihrer Bedeutung für mein Leben bewusst und arbeite in diesen Zusammenhängen.

Zu 1: Objekte sind subjektiv?

Dabei ist besonders zu bemerken: damit sind die Objekte, die vermeintlichen, aktiv! Sie zeigen sich gar als Subjekte, sind eigenwillig. Denn sie fordern vom Subjekt etwas.

Sie haben sich über lange Zeiträume gebildet, nehmen Menschen auf und geben ihnen die Möglichkeit etwas in ihnen zu werden, sich zu entfalten.

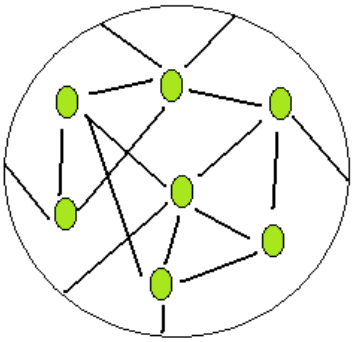
Menschen treibt es immer wieder in diese Kollektive, bestehende Kräfte bringen sie dazu weitere Kollektive zu bilden. Da sich jedoch keiner in seinem Leben zu nur einem solchen Kollektiv zuordnet, sondern zu einer Reihe verschiedener, entstehen lauter ‚Verbündelungen‘. Eine Vorlesung ist beispielsweise eine solche Verbündelung. Denn hier kommen verschiedene Individuen zusammen und bilden im Rahmen dieses Zusammenhangs ein Kollektiv. Jedoch befindet sich keiner in dieser Vorlesung, der sich ausschließlich innerhalb dieses Kollektives bewegt, sondern jeder lebt noch in beinahe unzählbaren anderen solchen Kollektiven.

So ist auch die Wissenschaft mit einem klaren Ziel entstanden. Sie ist gemacht um besser handeln zu können, sich einem Phänomen bewusst zu werden – Wissen zu schaffen. So haben sich beispielsweise Menschen mit der Astrologie beschäftigt, um die Ernteerträge zu verbessern.

Ein historischer Exkurs: Die Entstehung von Verträgen

Alle geometrischen Figuren haben einen Mittelpunkt, nur auf der Oberfläche einer Kugel kann man keinen Mittelpunkt ausmachen. Alle Punkte haben mathematisch exakt den gleichen Wert. Somit ist auch der Mittelpunkt der Erde – die ja nun einmal bekanntlich eine Kugel ist – nicht real vorhanden, dennoch im Empfinden vieler Menschen immer dort wo sie sich persönlich gerade aufhalten. Daraus entwickelt sich die Haltung „ich hier“ vs. „die/du dahinten/drüben“ – ein Innen-Außen-Spannungsverhältnis entsteht.

Die Geschichte der Menschheit lässt sich in Bezug auf die Örtlichkeit und das Mittelpunktdenken graphisch wie folgt darstellen:



Die grünen Punkte stellen die verschiedenen Gruppen da, die sich örtlich in Laufe der Zeit an verschiedenen Orten angesiedelt haben. Mit der Zeit werden es immer mehr dieser Gruppen, die zudem auch immer größer werden, größere Flächen in Anspruch nehmen und somit vermehrt aufeinander treffen. Aus den Zusammenstößen entwickeln sich Konflikte – als einfaches Beispiel ein Streit um eine Wasserstelle, die zur Versorgung zweier Gruppen dient. Zunächst entwickeln sich aus diesen Konflikten wahrscheinlich physische Auseinandersetzungen, womöglich Kriege, doch irgendwann wird nach anderen Lösungen gesucht und es werden Bündnisse gebildet. Um bei dem Beispiel mit dem See zu bleiben, könnte aus der Konfliktsituation ein Vertrag entstehen, der die Nutzung des Wassers zu verschiedenen Tageszeiten regelt.

➔ Eine neue Form entsteht: ein Vertrag.

Doch mit einem gemachten Vertrag entsteht auch immer die Option gegen eben diesen zu verstoßen. Es wird eine Kontrollinstanz benötigt.

Somit kommt im nächsten Entwicklungsschritt eine übergeordnete Bezugsinstanz hinzu. Der ganze Prozess führt dazu, dass die beteiligten Instanzen sich nicht mehr nur topisch verhalten, sondern ein ethisches Verhalten, ein vernunftgesteuertes, in den Vordergrund rückt, das zwar im örtlichen die eigenen Sitten weiter bestehen lässt, doch den überörtlichen Bezugsrahmen dazu gewinnt.

- Es entsteht ein Hyperorganismus (HO), der alles antreibt.
- Die Vernunft will die Realisierung des Möglichen.

Die Ressourcen, um die es heute geht sind nicht mehr nur die Quellen, sondern erstre-

cken sich auf sämtliche Lebensbereiche. Somit werden auch der Bezugsrahmen, die beteiligten Instanzen und der Hyperorganismus größer. Die Überwachungsinstanz besteht in der Ö-ffentlichen Meinung.

Zu Punkt 2:

- Die Ö-ffentliche Meinung überwacht die Ressourcen (wichtig ist stets der genauer Blick darauf um welche Ressourcen es sich genau handelt)
- sie fördert individuelle Substanz
- Fördert das Vernünftige (rügt das Gegenteil)

Zu Punkt 3:

Worin liegt nun die ökonomische Funktionalität?

Zurück zum Bildnis, kann man sich diese als einen riesigen Scanner vorstellen, der um das Gesamtbildnis rast (immer im Kreis) und die Zusammenhänge, die Einhaltung des Vernünftigen prüft.

Die Öffentliche Meinung hat dabei ihr eigenes System um Verstöße zu rügen. So zum Beispiel Schlagzeilen in den Tageszeitungen und Magazinen, die einen Verstoß melden und somit weitreichend die Aufmerksamkeit darauf steuern. Doch auch wenn etwas gut läuft ist sie in der Lage das aufzudecken und, genau wie die Rüge, weit zu verbreiten.

Die Ökonomische Funktionalität der Ö-ffentlichen Meinung meint, dass sie diese auch unterstützen kann.

- ➔ Ethische Inhalte werden gefördert (Anstand, Zuverlässigkeit).
- ➔ Wer sich anständig verhält kann sich die Öffentliche Meinung auch zu nutzen machen und förderlich für sich und seine (Vermarktungs-) Ziele einsetzen.

Zusammenfassung: Die Ö-ffentliche Meinung ist der soziale Wille, der die gesamte Informationsflut ordnet.

Ausarbeitung:

Sokrates hätte dank seinem Freund Kriton die Chance zur Flucht vor dem Tod. Doch ob dieser Möglichkeit, dem Schierlingsbecher zu entkommen, bleibt er – aus Gründen die es im Folgenden näher zu erläutern und zu verstehen gilt.

Die meisten Menschen würden wohl, spätestens wenn sie dem Tod ins Auge blicken, jede Gelegenheit wahrnehmen ihm zu entkommen und am Leben festhalten zu können. Und auch Sokrates nimmt den Tod nicht in Kauf, weil es ihm völlig gleich ist, ob er lebt oder stirbt – schließlich hat er im Rahmen des Prozesses zuvor versucht die Vertreter der Justiz von einem Freispruch zu überzeugen – doch steht für ihn an erster Stelle das Recht und die Pflicht, seiner Vernunft zu folgen und im Sinne der Stadt Athen, das Richtige zu tun. So sagt er zu Kriton: „Mein lieber Kriton, deine Hilfsbereitschaft ist viel wert – wenn es nur einige Richtigkeit damit hat: wenn nicht, dann ist sie je größer, desto peinlicher. Wir müssen also prüfen, ob wir dies tun sollen oder

nicht."[5] In dem folgenden Gespräch mit Kriton bringt er diesem Stück für Stück nahe, warum er glaubt, dass es das einzige richtige sein kann zu bleiben und sich dem Urteil zu stellen. So stellt er zunächst die grundlegende Frage: „Brauchbar sind die [Meinungen] der Vernünftigen, verkehrt die der Unvernünftigen, nicht wahr?" Woraufhin Kriton antwortet: „So ist es."[6] Weiter fragt er: „Man stimmt mit jemanden darin überein, daß etwas gerecht ist: soll man sich daran halten, oder darf man sich trügerisch darüber hinwegsetzen?" Woraufhin Kriton entgegnet: „Man soll sich daran halten."[7] Als Grundlage seines Handelns sieht Sokrates also die Vernunft sowie die Gerechtigkeit, denen es gilt Folge zu leisten.

Für ihn steht also eine übergeordnete Instanz über dem eigenen Leben, die er bewusst miteinbezieht. Um das Wesen dieser Instanz – in diesem Fall die Gesetzen Athens – zu verstehen, werde ich im Folgenden auf das Wesen der sogenannten Hyperkörper und das der Öffentlichen Meinung eingehen, die Thema der Vorlesung waren.

Hyperorganismen

Sokrates spricht davon, dass die Gesetzte, die sein Urteil bedingen, die Gesetzte Athens seien und somit auch die Gesetzte, die ihn geschaffen oder gezeugt hätten. Dabei nimmt er Bezug auf das, was wir im Rahmen dieser Vorlesung Hyperorganismen genannt haben. Diese Hyperorganismen erklärt Alexander Deichsel in *Markensoziologie* folgendermaßen: „Wir leben heute ganz natürlich in ungezählten solcher kultürlichen Hyperorganismen. Sie funktionieren wie orientierende Druckkammern, die dem Handeln des Einzelnen Inhalt, Richtung und Probleme liefern."[8] Diese Hyperorganismen, denen wir uns zuordnen und denen wir zugeordnet werden, nehmen eine bedeutende Rolle in unserem Leben ein. „Ohne diese von den Vorfahren entwickelten Hyperstrukturen blieben die nachgeborenen Menschen gleichsam leer. Sie verfügten nur über ihre naturhaften Begabungen, die aber keinerlei Futter bekäme, um sich zu entfalten."[9]

Um diese Hyperorganismen, diese orientierenden Druckkammern, wirklich zu verstehen, sollte man sich diesem entscheidenden Gegenstand noch etwas genauer widmen – denn was diese Objekte besonders ausmacht, ist, dass sie sich nicht wie Objekte verhalten, sondern wie Subjekte – soziologische Lebewesen. „Soziologische Lebewesen [bilden sich] aus Gestaltenergie."[10] Sie sind also nicht lebendig im biologischen Sinne, aber davon abgesehen, voller Lebensenergie. Diese Gestaltenergie, die den soziologischen Lebewesen Leben einhaucht,

---

[5] Platon: Apologie des Sokrates. Kriton, in: Reclams Universal-Bibliothek Nr. 893, hg. v. Fuhrmann, Manfred. Stuttgart: Reclam 1987, S. 43.

[6] Platon: Kriton, S. 43.

[7] Platon: Kriton, S. 49.

[8] Deichsel, Alexander: Markensoziologie. Frankfurt am Main: Deutscher Fachverlag 2006, S. 20.

[9] Deichsel: Markensoziologie, S. 20.

[10] Deichsel: Markensoziologie, S. 19.

> materialisiert sich in geistig gestalteten Dingen und Diensten, wie beispielsweise in einer Markenleistung. Diese Lebewesen werden von Menschen geschaffen und zwar aus guten Gründen. Während die Pflanzen- und Tierwesen durch Instinktketten geführt werden und jeweils eine Lebenswelt automatisch gestalten, hat sich das aus Bindungen herauskämpfende Menschenwesen diese Automatismen aufgebrochen und sich eine enorme Gestaltbildungsfähigkeit erwirkt.[11]

Diese gebündelte Gestaltenergie umgibt uns in unserem heutigen Leben überall und zu jedem Zeitpunkt. Sie bündelt sich und steuert unser Leben alleine schon, um den Alltag als Spiegelfläche zu verwenden, morgens beim Aufstehen in jedem Moment. Die Frage, welchen Radiosender wir in unserem Radiowecker einprogrammiert haben, für welches Duschgel wir uns entschieden haben und auch überhaupt die Frage zu welchem Zeitpunkt wir aufstehen, um zu welchen Ort, zu welcher Firma, oder welchem Lehrinstitut zu gehen zeigt, wie sehr wir mit unzähligen Hyperorganismen verbunden sind. Und auch, dass diese Hyperorganismen keineswegs fertige Produkte sind, leuchtet schnell ein. Ein Blick auf die deutsche Sprache, die selber ein solches soziologisches Lebewesen ist, macht beispielsweise deutlich, wie sehr diese Hyperorganismen leben, sich in jedem Moment weiterentwickeln. Menschen erfinden neue Wörter – ob nur eine Ad-Hoc-Bildung für einen Moment oder ein Kunstwort für ein längerfristiges Produkt. Andere Wörter sterben dagegen aus. Zudem wird gerade an dem Beispiel des Hyperorganismus Sprache nicht nur deutlich, wie eigenwillig und dynamisch solche Gebilde sind, sondern auch wie sehr sie Menschen vereinen und trennen, ein- und ausschließen können. Wer eine Sprache nicht beherrscht, ist aus der Gruppe, der entsprechenden Sprecher ausgeschlossen. Auch das in der Vorlesung genannte ‚Bahnhofs-Beispiel' macht ansatzweise deutlich wie weit die Hyperorganismen reichen, in denen ein jeder von uns sich in seinem Leben bewegt und wie sehr sie das tägliche Handeln beeinflussen. Angefangen bei der Familie, über den Sportverein, die religiöse Gemeinschaft, die Spielgruppe bis hin zur Firma, der Stadt, dem Land und der Sprache die einen umgeben, organisieren sich das Leben in diesen Hyperorganismen oder besser andersherum: organisieren, die uns umgebenden Hyperorganismen unser Leben.

Immer dort wo Menschen sich treffen und etwas gemeinsam wollen, sich also „fördernd aufeinander beziehen"[12] bilden sie sich. In manche wird man unweigerlich hineingeboren, zu einem anderen Teil schließt man sich ihnen im Lebensverlauf an. So kann sich zwar keiner die Familie aussuchen, in der aufwächst, genauso das Land in dem er geboren wird und die Sprache, die er als Muttersprache erlernt; sehr wohl jedoch den Sportverein, in dem er Tennis spielt, wie auch den Studiengang, der ihn in einen bestimmten Hörsaal bringt oder unter Umständen auch das Land in dem er zu einem späteren Zeitpunkt lebt. Doch alle gemeinsam haben sie – dass sie unser Leben prägen und lenken.

Um noch besser die skizzierte Dynamik, die allen Hyperorganismen, allen soziolo-

[11] Deichsel: Markensoziologie, S. 19.
[12] Siehe Protokoll, S. 3.

gischen Lebewesen inne steckt ist es hilfreich Leibnitz *Monadologie* hinzuzuziehen, der das Wesen der Monade, die ich gleich umreißen werde, in seiner Schrift definiert. Monaden sind, nach Leibnitz „nichts anders als einfache Substanzen, woraus die zusammen gesetzten Dinge oder composita bestehen. Unter dem Wort einfach verstehet man dasjenige, welches keine Teile hat.“[13] Und auch ein Hyperorganismus, ob eine Marke, ein Verein oder ein Land, ist eine solche Monade, die ein in sich geschlossenes System bildet und nicht in weitere Einzelteile zerlegbar ist. Bei einer Marke bildet sich das Bild, das man von dieser hat durch den gesamten Leistungszusammenhang – das Verhältnis von Produkten, Preisen, Personal, Örtlichkeiten, Werbung und Design. Alle Einzelteile zusammen bilden den Komplex der Marke, und kein einzelner Teil lässt sich ausklammern, nur in der Gesamtheit kann die Marke bestehen. Das Gleiche gilt für jede andere Art des soziologischen Lebewesens. Die Dynamik, die in den Monaden besteht, kann zudem nicht eindeutig von außen gesteuert werden – sie entwickeln gewissermaßen ihr Eigenleben. „Es ist auch kein Mittel vorhanden, wodurch man zu erklären vermögend wäre, wie eine Monade in ihrem innerlichen Wesen durch eine andere Kreatur könnte alterieret oder verändert werden.“[14] Dass von außen nichts verändert werden kann, meint jedoch keineswegs, dass keine Veränderung besteht. So schreibt auch Leibnitz: „Ich nehme auch, als etwas unstreitiges an, daß ein jedwedes erschaffenes Wesen und

> folglich auch die erschaffene Monade der Veränderung unterwürfig sei; ja daß sotane
>
> Veränderung in einer jeden auf eine unverrückte und ununterbrochene Weise fort daure.“[15]

Zusätzlich zu den bereits genannten Arten der Hyperorganismen soll hier jedoch auch noch auf eine weitere spezielle Form eingegangen werden – denn auch die geschaffenen Gesetzte zählen dazu. Nämlich in dem Moment, indem das Menschenwesen „die Instinktketten aufbrach, erfand es selbstgestaltete Lenkungsgehäuse. Die entstehenden Subjekte erfanden überindividuelle Ge- und Verbotssysteme, denen sie sich freiwillig unterwarfen. Um als Gemeinschaft zu überleben, erschufen sie kulturelle Lebewesen.“[16] Zu dieser geschaffenen kontrollierenden Instanz lässt sich auch die Öffentliche Meinung zählen, die als Scanner das in die Öffentlichkeit gelangende Handeln auf eine andere Art und Weise reguliert und maßregelt. Auf diese Instanz werde ich im nächsten Abschnitt noch einmal genauer eingehen.

Zusammenfassend zeigt also dieser erste Abschnitt, wie sehr ein jeder in ein großes Bündel von Hyperorganismen eingebunden ist, wie sehr also „das Handeln des in bestimmter Hinsicht durchaus freien und aufgeklärten Individuums primär zutiefst in kollektive Zusammenhänge, in die Gattung der soziologischen Lebewesen, eingebettet ist.“[17] Diese Zusammenhänge in denen man lebt wirken sich in erster Linie fordernd

[13] Leibniz, Gottfried Wilhelm: Monadologie, §1.
[14] Leibniz, Gottfried Wilhelm: Monadologie, §7.
[15] Leibniz, Gottfried Wilhelm: Monadologie, §10.
[16] Deichsel: Markensoziologie, S. 19.
[17] Deichsel: Markensoziologie, S. 22.

auf das Individuum aus. „Sitten sind nicht nur die *Formen* des Wohnens und des Alltagslebens, sondern Sitte ist verpflichtender *Wille*, fordernde Instanz, die Handlungen und Unterlassungen der einzelnen Menschen lenkt.“[18]

Die öffentliche / Öffentliche Meinung

Die Öffentliche Meinung ist eine verhältnismäßig neue Instanz, deren Aufgabe es ist Ressourcen zu überwachen, individuelle Substanzen zu fördern und vor allen Dingen das Vernünftige zu unterstützen und das Unvernünftige zu rügen.

Wie auch bereits in der Vorlesung angemerkt, ist bei dem Begriff vor allem zwischen zwei Varianten zu unterscheiden – der Öffentlichen Meinung und der öffentlichen Meinung. Was erst für einen Schreibfehler gehalten werden könnte, ist durchaus beabsichtigt, denn bei der Öffentlichen Meinung mit großgeschriebenen „Ö“ handelt es sich um ein „einheitliches Urteil […] ein[en] entschlossene[n] Wille[n]“[19], wogegen die orthografisch übliche Form lediglich die „ver-öffentlichten Meinungen“ meint, die „mehr oder weniger interessant und bunt“ sind. Leibnitz macht diese Unterscheidung der verschiedenen Ausprägungen der öffentlichen und Öffentlichen Meinung in seiner „Kritik der Öffentlichen Meinung“ noch einmal deutlicher. So sei „daran gelegen, die öffentliche Meinung als äußere Gesamtheit widersprechender mannigfacher Meinungen, die öffentlich laut werden, und dagegen ‚die‘ Öffentliche Meinung als einheitlich wirksame Kraft und Macht deutlich zu unterscheiden.“[20]

Wichtig ist, neben dieser Unterscheidung zudem die Definition von „meinen“, also „Meinung“. So geht es nicht bloß um die, womöglich „in vertrautem Kreise“ ausgesprochene Meinung, sondern die „für die Öffentlichkeit, das Publikum, das Publikum, die Allgemeinheit ausgesprochene und bestimmte Meinung.“[21] Eine Skizzierung, die noch auf beide Arten der publizierten Meinung zutrifft, dann jedoch durch die weitere, zuvor bereits angedeutete, Unterscheidung differenziert wird, dass bei der öffentlichen Meinung die „Allgemeinheit nur insofern mitgedacht [wird] als ‚alle‘ irgendwie am öffentlichen Kundgeben von Meinungen tätigen oder leidenden Anteil nehmen“, bei der Öffentlichen Meinung handelt es sich jedoch um ein Subjekt, eine „verbundene Gesamtheit, die darüber einig geworden ist, so zu meinen und zu urteilen, und die eben dadurch wie von selber der Öffentlichkeit, dem öffentlichen Leben angehört.“[22]

An dieser Stelle zeigt sich auch bei der Öffentlichen Meinung der monadische Charakter – die Öffentliche Meinung ist nicht mehr in ihre Einzelteile zerteilbar, sondern besteht nur noch als große Einheit, als „verbundene Gesamtheit“, die ihre ganz eigene Dynamik, ihren gewissermaßen eigenen Willen hat. Dass die Öffentliche Meinung zudem eine besonders mächtige Instanz ist und somit besonders großen Einfluss auf alle hat, die speziell mit diesem Hyperorganismus umzugehen haben, also besonders

[18] Deichsel: Markensoziologie, S. 22.
[19] Deichsel: Markensoziologie, S. 229.
[20] Tönnies, Ferdinand: Kritik der öffentlichen Meinung. Berlin/Heidelberg/New York: Scientia Verlag 1981, S. 131.
[21] Tönnies: Kritik der öffentlichen Meinung, S. 131.
[22] Tönnies: Kritik der öffentlichen Meinung, S. 131.

im Brennpunkt stehen, zeigt sich alltäglich besonders im Wirtschafts- und Politikteil der Tages- und Wochenzeitungen. Ein Politiker, der von der Öffentlichen Meinung angeklagt wird, sieht sich in der unbedingten Pflicht Erklärungen zum entsprechenden Sachverhalt abzugeben und das „alles, bevor ein ordentliches Gericht irgendetwas unternommen hätte.“[23]

Ein besonders passendes, aktuelles Beispiel ist der späte, aber doch erfolgte Rücktritt des ehemaligen deutschen Bundespräsidenten Christian Wulffs – wenn auch in unüblicher Form. Denn das Entscheidende an dem langen Prozess, im Laufe dessen Wulff sich schließlich zum Rücktritt genötigt sah, ist, dass er anscheinend die Öffentliche Meinung lange Zeit nicht vollständig wahrnehmen wollte. Zwar ist er schließlich den Schritt des Rücktritts gegangen, doch war der Druck der Öffentlichen Meinung zu diesem Zeitpunkt schon enorm hoch. Dennoch, der Rücktritt erfolgte bevor ein Gericht über ihn geurteilt hat, also gewissermaßen noch aus juristisch freien Stücken.

Auch wenn dieser Vorgang nur in groben Zügen dargestellt wird, zeigt es schon in dieser kurzen Darstellung was die Öffentliche Meinung ausmacht und wozu sie fähig ist. Ihr Wesen ist dabei also vor allem durch zwei Charakterzüge gekennzeichnet. So „liebt sie das Vernünftige“ und zudem „den Sieger“. Ersteres liegt in ihrer Natur, da sie ja für eben diesen Zweck geschaffen wurde. „Sie soll die Forderungen örtlicher Stämme und deren Lebensvernunft bremsen und die Vernünftigkeit eines getroffenen Deals zum Zwecke übergeordneter Regelungen überwachen.“[24] Den Sieger liebt sie dagegen, da sie dennoch „Verständnis fürs Lebendig-Konkrete, für das Schöpferische hat“[25].

Sokrates Argumentation

Um nach diesem Exkurs nun wieder auf Sokrates Argumentation gegenüber Kriton zurückzukommen, wird schnell deutlich was er mit seiner Treue gegenüber den Athener Gesetzen meint. So erklärt er, aus der Perspektive der Athener Gesetze, die zu ihm sprechen: „Gut. Nachdem du nun geboren bist und man dich aufgezogen und ausgebildet hat, kannst du dann überhaupt noch bestreiten, daß du unser Abkömmling, ja Diener bist, wie es schon deine Vorfahren waren?“[26] Sokrates bezieht sich in dieser Frage darauf, wie entscheidend der Hyperkörper, die Athener Gesetze, ihn geprägt haben. Er ist in der Stadt aufgewachsen und sein Charakter ja sein ganzes Wesen wurde von ihnen geformt und geleitet. Er ist ein Teil dieses Zusammenhangs. Zudem hat er sich auch Zeit seines Lebens für das Sein in diesem Zusammenhang entschieden. „Sokrates, wir haben zwingende Beweise dafür, daß du mit uns und der Stadt zufrieden warst. Denn keinesfalls hättest du dich mehr als alle anderen Athener in ihr aufgehalten, wärest du nicht mehr als sie mit ihr zufrieden gewesen: nie bist du Festes willen aus der Stadt gegangen […] – im Gegenteil, wir waren dir genug, und

[23] Tönnies: Kritik der öffentlichen Meinung, S. 229.
[24] Deichsel: Markensoziologie, S. 236.
[25] Deichsel: Markensoziologie, S. 238.
[26] Platon: Kriton, S. 51.

unsere Stadt".[27] Und so ließe es sich nicht vereinen, so sprechen die Gesetze durch Sokrates weiter „wenn wir Anstalten machen, dich zu vernichten, weil wir das für gerecht halten, du deinerseits Anstalten machst, uns, die Gesetze, und das Vaterland, so viel du kannst, durch Gegenmaßnahmen zu vernichten, und dazu noch sagst, du handeltest gerecht, wenn du das tätest, du, der du doch ganz bestimmt sittlichen Grundsätzen folgst?"[28]

Indem Sokrates die Gesetze sprechen lässt macht er zwei Dinge deutlich. Erstens ist es bezeichnend, dass die Gesetze selber zu reden scheinen, also von Sokrates personifiziert werden. Wie auch in der Vorlesung und zuvor in der Ausarbeitung dargestellt handelt es sich bei einem Hyperkörper um kein Objekt in eigentlichen Sinne, sondern eines mit subjekthaften Charakter, das eine eigene Dynamik hat und eigenwillig agiert – wie es nun auch bei Sokrates deutlich wird. Zudem erklärt er auf diese Weise noch einmal, weshalb ein Bruch mit den Gesetzen an diesem Punkt seines Lebens aus Vernunftsgründen für ihn nicht tragbar ist. Die Gesetze haben ihn geprägt, er hat sich auch als er andere Möglichkeiten gehabt hätte bewusst für sie entschieden und in ihnen gelebt. Sie sind Teil der Gesamtvereinbarung, die er damit eingegangen ist und die er schätzt, so könnte er es nicht mit sich vereinen mit ihnen jetzt zu brechen. Ihm sind die Zusammenhänge in denen sich Individuen bewegen bewusst wie auch der Einfluss derer und so entscheidet er sich auch weiterhin, mit eben diesen zu arbeiten und die Konsequenzen zu ziehen.

So überzeugt er auch Kriton von seinem Standpunkt, der nun noch zustimmen kann: „Nein Sokrates, ich habe nichts einzuwenden."[29]

Quellenverzeichnis:

Deichsel, Alexander: Markensoziologie. Frankfurt am Main: Deutscher Fachverlag 2006.

Leibniz, Gottfried Wilhelm; Deichsel, Alexander: Monadologie. Genf: Institut für Markentechnik 2006.

Platon: Apologie des Sokrates. Kriton, in: Reclams Universal-Bibliothek Nr. 893, hg. v. Fuhrmann, Manfred. Stuttgart: Reclam 1987.

Tönnies, Ferdinand: Kritik der öffentlichen Meinung. Berlin/Heidelberg/New York: Scientia Verlag 1981.

[27] Platon: Kriton, S. 53.
[28] Platon: Kriton, S. 51.
[29] Platon: Kriton, S. 57.

Amt für unlösbare Probleme gegründet

Von Arno Bammé

Am 3. Dezember 2011 wurde in einem feierlichen Festakt in Berlin das „Amt für Arbeit an unlösbaren Problemen und Maßnahmen der hohen Hand“ eröffnet. Es befasst sich mit Problemen, die in der Form, in der heute Wissenschaft, Politik und Ökonomie üblicherweise betrieben wird, nicht lösbar sind, sei es der Klimawandel, das Bevölkerungswachstum oder die Finanzmarktkrise. Seinen Ort hat das Amt im Haus der „Denkerei“ am Oranienplatz gefunden. Kooperationspartner ist die kleine, aber rührige Universität in Lüneburg, die *Leuphania*. Die Gründung dieser Institution geht zurück auf eine Initiative von Bazon Brock. In ihr arbeiten Wissenschaftler, Künstler und Praktiker verschiedener Herkunft an unkonventionellen Lösungsvorschlägen und Zukunftsszenarien. Das Amt besteht aus acht Sektionen, die jeweils von einem Fachvorstand betreut und geleitet werden, allesamt keine Nobodies:

Bazon Brock: Evidenzkritik/Müllkulte
Peter Sloterdijk: Psychopolitik
Peter Weibel: Technotheologie
Arno Bammé: Abendländische Epistemologie
Ulrich Heinen: Stoische Diätetik
Wolfgang Ullrich: Konsumforschung
Roland Brock: Molekularbiologie
Fabian Steinhauer: Transformationsregeln des Rechts

Wie keine Kultur zuvor sind wir heute auf Verbindlichkeit im Dienst der Zukunft festgelegt, so lautet eines der amtlichen Handlungsimperative von hoher Hand, die gegenwärtig weder von der Politik, der Ökonomie noch von der tradierten akademischen Wissenschaft zufriedenstellend wahrgenommen werden. Die akademische Wissenschaft, wie sie heute an Universitäten betrieben wird, orientiert sich vornehmlich am Erwerb von Doktor- und Professorentiteln. Die Ökonomie des *do ut des* ist vor allem interessiert an der kurzfristigen *rate of return* eingesetzter Mittel unter Ausblendung ihrer langfristigen Folgewirkungen. Die Politik schließlich denkt in Vier-Jahres-Zyklen. Die Probleme, die sie, die Wissenschaft und die Ökonomie verursachen, aber haben oftmals eine Latenzzeit von dreißig- bis vierzigtausend Jahren.

Die akademische Wissenschaft produziert Erkenntnisse, die unmittelbar nach ihrer Fertigstellung zu 98 Prozent in Ablage 13 verschwinden (Sloterdijk), weil sie am Leben der Welt dort draußen völlig vorbeigehen. In dieser Situation macht es Sinn, auf alternative Erkenntnisprozeduren, zum Beispiel der bildenden Kunst, zurückzugreifen. Die Kunst kann, anders als die in Routinen erstarrte akademische Wissenschaft, eine unorthodoxe Brücke schlagen zu möglichen Zukünften und diese wahrnehmbar, erkennbar machen, indem sie die reale Realität durch eine andere Realität dupliziert, von der aus die reale Realität beobachtet werden kann (Luhmann). Ein solcher Ver-

fremdungseffekt in erkenntnistheoretischer Absicht steht einer akademisch betriebenen Wissenschaft nicht zur Verfügung und, ihrem Selbstverständnis nach, auch nicht zu.

Eine vergleichbare Situation, in der sich Kreativität und Innovation außerhalb und im Gegensatz zu den etablierten Institutionen der Gesellschaft formieren, gab es übrigens zu Beginn des 17. Jahrhunderts. Männer, die heute kaum noch jemand kennt, wie Recorde, Dee, Digges und Briggs, die unzufrieden waren mit der Problemlösungskompetenz gesellschaftlicher Institutionen, insbesondere mit den zeitgenössischen Wissenschaften, gründeten an den in Scholastik erstarrten Universitäten vorbei *think tanks*, *invisible colleges* wie den *Gilbert-Zirkel*, das *Gresham College*, das *Philosophical College*, die *Philosophical Society*, aus denen dann später die *Royal Society* Newtons entstand, geboren, wie gesagt, aus einer als problematisch empfundenen (sozialhistorischen) Krisensituation.

Die Intention, die mit dem Amt für unlösbare Probleme verfolgt wird, spiegelte sich hervorragend wieder im Ablauf und in der Konzeption der festlich gestalteten Eröffnungsveranstaltung. Wissenschaftliche Vorträge zu unlösbaren Problemen der Jetztzeit wurden unterbrochen und begleitet durch künstlerische Einlagen, die sich den Problemen, denen sich das Amt verpflichtet fühlt, unter Inanspruchnahme unorthodoxer Erkenntnisformen näherten.

Komplexe Probleme lassen sich nicht im Hauruck-Verfahren, in einem voluntaristischen Akt sinnvoll lösen. Das zu zeigen, war Ziel der ersten Einlage. Es sollte der Mythos, dass Alexander der Große den Gordischen Knoten – und das ist eine Metapher für unbedarftes, gleichwohl erfolgreiches Handeln – mit einem Schwerthieb zerhauen habe, ins Reich der Legende verwiesen werden. Im Rahmen des Berliner *Events* versuchte ein eigens eingeflogener Schwertmeister aus dem Orient fünf Mal vergeblich, mit einem zweihändigen Langschwert einen dem Gordischen vergleichbaren Knoten zu durchschlagen. Vergebens. Es gelang nicht. Komplexe Probleme, wie sie heute auf der Tagesordnung stehen, lassen sich nicht mit einem simplen Gewaltstreich lösen. *Quod erat demonstrandum*.

Aufmerksamkeit und reges Interesse erregte ein zweites Experiment im Verlauf der Berliner Festveranstaltung. Adi Hoesle, ein *brain painter*, verfolgte, während sein Gehirn an einem Computer angeschlossen war, die laufenden Ereignisse des *Events*. Die Gehirnströme, die dabei entstanden, wurden auf eine elektronische Leinwand projiziert, wo sie sich in dynamischen Farbflächen niederschlugen, die schließlich in einem abstrakten Gemälde gipfelten.

Die Funktion und das Ziel der Eröffnungsveranstaltung bestand darin, deutlich zu machen, dass die Probleme, vor denen, durch sie selbst verursacht, die Menschheit heute steht, mit den tradierten, aus der Vergangenheit überkommenen Routinen nicht mehr, wenn überhaupt noch, lösbar sind. Die nächsten Arbeitsergebnisse des Amtes, das in wöchentlichen Workshops und monatlichen Symposien, in so genannten Themen-Inventuren, zusammenkommt, bleiben abzuwarten. Die nächsten Themen lauten (1) Imaging Sciences, (2) Evidenzkritik durch Evidenzerzeugung, (3) Bildgebung als Erkenntnismittel in Künsten und Wissenschaften.

Ferdinand Tönnies (*26. Juli 1855 †9. April 1936)

Zum 75. Todestag eines soziologischen Klassikers

Von Richard Albrecht

Tönnies zur Ansicht

"Ferdinand Tönnies born July 26, 1855, near Oldenswort, Schleswig died April 9, 1936, Kiel, Ger – German sociologist whose theory reconciled the organic and social-contract conceptions of society. – A teacher at the University of Kiel from 1881, Tönnies was best known for *Gemeinschaft und Gesellschaft* (1887; Community and Society, 1957). He was well known in Great Britain for his English-language editions of writings by the 17th-century philosopher Thomas Hobbes. Tönnies' conception of will was central to his sociological theory. He identified *Wesenwille* (natural will), which involves a judgment of the intrinsic value of an act rather than its practicality and which varies in degree of rationality, and *Kürwille* (rational will), which is a conscious choice of means to a specific end. In his view, Wesenwille is manifested in Gemeinschaft (community), which is maintained by traditional rules and a universal sense of solidarity and which fits the organic theory of social union. Gemeinschaft tends to change into the Kürwille-based Gesellschaft (society), in which rational self-interest is the stronger element. Gesellschaft must be held together by deliberately formulated prescriptions and may be explained in terms of the social-contract theory. In practice, all societies show elements of both kinds of will, because man's conduct is neither wholly instinctive nor wholly reasoned. – Although Tönnies disavowed totalitarianism (including Nazism in his own country) and found some degree of voluntarism in all social relationships, he believed that every social organization has a collective will, presenting aspects of both Wesenwille and Kürwille. He dealt with this subject in *Die Sitte* (1909; Custom, 1961) and *Kritik der öffentlichen Meinung* (1922; "Critique of Public Opinion"). To him, the "public opinion" of a total society expresses the communal will that certain social and political actions be performed or abstained from and implies the use of sanctions against dissidents. – In 1889 Tönnies, who in part owed his notion of Kürwille to Thomas Hobbes, produced English editions of Hobbes's *Behemoth* and *Elements of Law, Natural and Politic*; both were reissued in 1928. He also wrote Thomas Hobbes *Leben und Lehre* (1896; "Thomas Hobbes's Life and Doctrine")."[1]

Aus diesem Grundtext eines bekannten britischen Lexikons lässt sich erschließen: Ferdinand Tönnies war als Begründer der Soziologie als Wissenschaft im Deutschland des ausgehenden 19. Jahrhunderts im anglophonen Bereich (und auch nicht zuletzt in den Vereinigten Staaten von Amerika, den USA) als mehrsprachiger Gelehrter von Rang ein geachteter Fach- und Zeitgenosse. Tönnies stand keineswegs im Schatten Max Webers. Auch dies sprach der langjährige Präsident der Ferdinand-Tönnies-

Gesellschaft, der sich selbst so ironisch wie untertreibend seinen Studenten gegenüber als „Tönniesfunktionär“ bezeichnete, an: Lars Clausen (*8. April 1935 †20. Mai 2010), selbst ein gelehrter Soziologe in Deutschland, hat in seinem Tönniesporträt[2] aber nicht nur dies skizziert. Sondern sich auch der jeden Biographen bewegenden Frage gestellt, wie ein anderer „zu seiner Zeit mit dem Leben zurecht zu kommen versucht.“[3]

Clausen hat die Entwicklung des „Bauernkinds vom Heubarg“[4], das Deutsch wie Dänisch sprach, dessen Abiturfächer 1871 „auf dem humanistischen Gymnasium Griechisch, Latein, Hebräisch, Englisch, Französisch, Dänisch“ waren, das, einundzwanzigjährig, 1877 „auf Latein über das Orakel des Zeus Ammon in Siva promoviert“ und, sechsundzwanzigjährig, 1881 in Kiel habilitiert wurde, und dessen besondere und besonders kreative intellektuelle Leistung als „Begründer“ der Soziologie in Deutschland auch von der philosophisch-methodologischen Seite her beschrieben:

„Das Geheimnis des sozialen Lebens sei es, den vielfältig einander verneinenden Kräften aller handelnden Menschen gegenüber eine besondere, eine ganz ausgefallene Überlebenschance willentlich zu ergreifen – die gegenseitige soziale Bejahung. Sie erscheint zunächst widernatürlich, Verneinung ist der Normalfall, aber gerade deswegen ist die Bejahung eigens erklärungsbedürftig. Wiegestalt nun die zugleich willens- und denkfähigen Menschen ihre wechselseitigen Bejahungen ausüben, wie sie sie empfinden oder kalkulieren, das ist der besondere Erkenntnisgegenstand dieser neuen Wissenschaft.“

Tönnies wurde erst Mitte seiner 50er Jahre, 1909, außerordentlicher Professor an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel und ebendort 1913 Ordinarius, 1916, sechzigjährig, dort auf eigenen Wunsch entpflichtet (Emeritus) und schließlich 1917 zum Geheimrat ernannt.

Erinnert wurde Tönnies nicht nur von Clausen als seinem Doppelnachfolger als erster Kieler Lehrstuhlsoziologe und erster Präsident der Anfang Jänner 1909 gegründeten wissenschaftlichen Fachgemeinschaft *Deutsche Gesellschaft für Soziologie*. Sondern auch in Vorbereitung des letzten deutschen Soziologenkongresses „*Transnationale Vergesellschaftungen*“ in Frankfurt am Mai im Oktober 2010[5] als deren erster (damals Präsident genannter) Vorsitzender 1909-1933. Tönnies soll – so die DGS-Presseerklärung am 15. 10. 2009 – schon zu Beginn des vorigen Jahrhunderts darauf hingewiesen haben, dass „die Ausbildung nationaler Staaten nur eine vorläufige Beschränkung der schrankenlosen Gesellschaft darstelle.“[6] Zugleich teilte die DGS dem Autor am 29. 08. 2010 mit, dass sich im DGS-Vorstand selbst aktuell niemand mit Tönnies als DGS-Gründer wissenschaftlich beschäftigt/hat – ein Tatbestand, der auf der Ebene der Einzelheit auch als instruktiver Ausdruck eines nachhaltig ambivalenten Verhältnisses dieser Gesellschaft zu einem ihrer Begründer angesehen werden mag.

Auch wenn ich als sozial-, kultur- und politikhistorisch arbeitender Sozialforscher meine, über die *doppelte Vermittlung* des Soziologen Tönnies[7] nahezu zwei Jahrhunderte deutsche Geistes- und Sozialwissenschaftsgeschichte subjektsoziologisch von Johann Wolfgang Goethe (1749-1832)[8] bis René König (1906-1992)[9] strukturierend einholen zu können – so bleibt dieses intellektuell bedeutsame ´weite Feld´

und zugleich forschungsförderungsbezogene Anathema hier ebenso bewusst draußen vor wie ein von Clausen veranlasstes Kurzreferat vom dritten Tag des Dritten Kieler Tönnies-Symposions (1987). Dort wurde auf der Ebene einer mikrohistorischen Einzelheit an Tönnies´ letzte öffentliche politische Handlung als Rhetor auf dem Kongress „Das Freie Wort“ in Berlin zur Lehr- und Redefreiheit[10] am Sonntag, dem 19. Februar 1933, erinnert.

Tönnies´ Kritik der öffentlichen Meinung

Es geht nun um Aspekte, Facetten und Gedankensplitter zur Nicht/Rezeption von Tönnies bedeutender gegenwartssoziologischer Studie zur „Kritik der öffentlichen Meinung“ (1922). Dabei geht es mir auch hier um überprüfte - und überprüfbare - strukturierte Hinweise speziell zur Wissenschaftsgeschichte von Tönnies´ soziologisch wichtiger "Kritik der öffentlichen Meinung“ (folgend KdöM)[11]. Das meint: Die Inhalte von KdöM, Tönnies´ analytische, descriptive, empirische, historische Aussagen und normative Forderungen (vor allem: öffentliche vs. Öffentliche Meinung; modernes Funktionaläquivalent zur traditionellen Religion; Produktionsprozess von öffentlicher Meinung; Tripleaggregatzustände; Kritik von "Gefühlspolitik" und "Meinungssodaten", Nachrichtenzensur/Informationsmanipulation im Ersten Weltkrieg; soziale/r Wandel, Kontrolle, Integration ...) interessieren in dieser Miszelle zur Nicht/Rezeption der KdöM nicht.

Dass Tönnies´ recht "deutsches" Buch, das bisher drei Ausgaben erfuhr, international und besonders im angloamerikanischen Sprachraum - mit aspekhafter Ausnahme weniger deutschsprachiger US-Soziologen (aus) der "City of the Big Shoulders" (Carl Sandburg), vor allem Robert E. Park und Louis Wirth - nicht rezipiert wurde, ist evident. Wesentlicher freilich ist – und bleibt – die bisherige Nichtrezeption in der deutschen Mainstreamsoziologie wie im gesamten deutschsprachigen fachsoziologischen Bereich der letzten fünfzig Jahre. Sie ist vor allem einem nonrezeptionellen Doppeltatbestand geschuldet.

Erstens diskutierte René König weder in der Erst- noch in der Neuauflage seines weitverbreiteten Fischerlexikons "*Soziologie*"[12] öffentliche Meinung als Stichwort und/oder Tönnies´ Buch im Zusammenhang mit Konformität/sozialer Kontrolle. Dabei sah sich König in seinem berechtigten Misstrauen gegenüber der ab 1933 in Deutschland nachhaltig faschistisch organisierten "Gemeinschaft"[13] von Theodor Geigers aufklärender Soziologie und dessen Distanz zu Tönnies´ Begriffskonstruktion Gemeinschaft - Gesellschaft bestätigt[14].

Zweitens zeigte auch Jürgen Habermas in seiner fachlich anerkannten, 1962 unter dem Titel „Strukturwandel der Öffentlichkeit“ als Buch veröffentlichten Marburger Habilitationsschrift (1961), dass er nicht nur Tönnies´ Buch zur KdöM (1922), sondern auch Tönnies daran anschließenden weiterführenden Essay nicht kannte[15]. Hier präzisierte Tönnies, was bereits Max Weber auf dem ersten Deutschen Soziologentag (1911) zur Soziologie der Presse, zum „Charakter der Zeitungen“ und zur „Vertrustung des Zeitungswesens“[16] ausführte:

„Die Zeitung selber ist und wird im Verlaufe der neueren Entwicklung immer mehr

eine kapitalistische Unternehmung, liegt auch als solche dem großen Kapital näher als dem Grundbesitz. Ihr Hauptgeschäft bildet das Inseratenwesen und die Reklame, das sind die Werkzeuge des kommerziellen und industriellen Kapitals.“[17]

In seinem Buch zum „Strukturwandel der Öffentlichkeit“[18], das seinen Ruhm als „Öffentlichkeits-Theoretiker“[19] begründete, kanzelte Habermas Tönnies´ Buch so zusammenhangslos wie grundfalsch als Zusammenfassung von "Untersuchungen der älteren deutschen Soziologie" ab. Damit wertete Habermas – und unabhängig davon, ob „das sowieso kein Arsch versteht“[20] oder nicht – zugleich seine eigene Studie auf.

Anders als in dieser politischen Soziologie wurde Tönnies´ theoretische und empirische Studie zur KdöM in der deutsch(sprachig)en Publizistik und empirischen Medienwissenschaft als soziologische Kritik von Konformitätsdruck und herrschender Meinung vor dreißig Jahren (1980) von Elisabeth Noelle-Neumann im Zusammenhang mit ihrer "Schweigespirale"- oder medienbezogenen Konformitätsverstärkungs-These diskutiert. Dort wurde besonders die bekannte Aggregatzustandstriade hervorgehoben[21]. Horst Pöttker (2001) schätzte Tönnies als "Klassiker der Sozialwissenschaft" und nahm das Aggregatzuständekapitel der KdöM in seine Edition auf[22]. Harry Pross bewertete (2002) die Neuausgabe von Tönnies KdöM im Rahmen der Gesamtausgabe von Tönnies´ Texten (1988) als aktueller denn beim Ersterscheinen vor allem wegen des (auch vom Soziologen Dirk Kaesler in seinen "Klassiker[n] der Soziologie" bemerkten) "Zusammenhang[s] von [moderner] öM und [traditioneller] Religion."[23]

In diesem Wissenschaftsfeld gilt der Soziologe Tönnies wegen seiner KdöM - wie Walter Lippmann wegen seiner gleichen Jahrs erschienenen "Public Opinion"-Buchs - als einer der "Pioniere für die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts, die wichtige Beiträge zur politischen Kommunikationsforschung geleistet haben."[24]

Freilich kannten – und schätzten – historisch kundige (bundes-) deutsche minor-stream-Soziolo-gen Tönnies *Kritik der öffentlichen Meinung* (KdöM 1922) als dessen, nach *Gemeinschaft und Gesellschaft* (GuG 1887), "zweites Hauptwerk"[25]. Heinz Maus meinte (1956), dass Tönnies´ mit seiner KdöM-Studie (1922) "soziologisches Neuland" beträte[26]. Und es ist auch nicht etwa so, dass allein in den letzten Jahren im wissenschaftlichen Umfeld des neuen Tönnies-Interesses etwa "Klagenfurter" Provenience[27] die KdöM angemessen rezipiert, diskutiert und referiert wurde; insofern kann, anstatt die historische KdöM neu zu erfinden, in der Tat an den bisher wichtigsten "vergessenen" Leitaufsatz "Kieler" Provenienz angeschlossen werden … nicht zuletzt, weil die Autorin am ersten Tag des Dritten Kieler Tönnies-Symposions (1987) an ein vom „späten“ Tönnies im Ausblick seiner *Einführung in die Soziologie* (EidS 1931) nacherzähltes hellenisches Gleichnis erinnerte[28]: das soziologisch höchst bedeutsame *Höhlengleichnis*. Es berichtet von Menschen, die im Leben „nie etwas anderes als die Schatten gesehen haben, die sie für die wirklichen Dinge halten“ …

Fußnoten

[1] Enclyclopædia Britannica: http://www.britannica.com/EBchecked/topic/599337/Ferdinand-Julius-Tonnies. Gegenüber diesem aufs Wesentliche zentrierten Text ist der deutsch(sprachige)e Eintrag im weltweiten Netzlexikon Wikipedia (http://de.wikipedia.org/wiki/Ferdinand_Tönnies) so unstrukturiert wie überbordend; ansprechend hingegen dortiges Lemma zu Tönnies´ zuerst 1887 veröffentlichtem „Hauptwerk" *Gemeinschaft und Gesellschaft* (http://de.wikipedia.org/wiki/Gemeinschaft_und_Gesellschaft); alle Netzabrufe erfolgten mit Typoskriptabschluß am 20.12.2010

[2] Lars Clausen: Ferdinand Tönnies (1855-1936); in: Christiana Albertina, 63/2006: 63-69. - Clausen war von 1970 bis 2000 Lehrstuhlsoziologe an der Christian-Albrechts-Universität [CAU] Kiel, von 1978 bis 2010 Präsident der Kieler Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft [FTG] und 1993/94, Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Soziologie [DGS] (http://www.soziologie.uni-kiel.de/mitarbeiter/clausen/; http://www.ftg-kiel.de/ftg.htm); vgl. auch das Clausen-Gedächtnisheft der Kieler FTG: Tönnies-Forum, 19 (2010) 2: 76 p.

[3] Werner Mittenzwei: Zur Biographie Brechts; in: Sinn und Form, 37 (1985) 2: 255-258

[4] Clausen 2006: 63 ff., für die folgenden Zitate

[5] http://dgs2010.de/

[6] http://dgs2010.de/wp-content/uploads/PM_DGS2010_2009_1.pdf

[7] Johann Wolfgang Goethe: Der Versuch als Mittler von Objekt und Subjekt [1792]; http://de.wikisource.org/wiki/Der_Versuch_als_Vermittler_von_Objekt_und_Subjekt

[8] Ferdinand Tönnies: Goethes Sprüche in Prosa; in: Ethische Kultur, 43 (1935) 10 vom 15. Oktober 1935: 137-143; vgl. Goethes Spruchweisheit. Sprüche in Prosa. O.O.: Insel-Bücherei 482, 1946, 96 p.

[9] René König: Ferdinand Tönnies; in ders.: Soziologie in Deutschland. Begründer / Verfechter / Verächter. München: Hanser 1987, 503 p., 122-197; 452-462 [Anmerkungen]; vgl. das Wissenschaftlerportät von Richard Albrecht: „Einmal Emigrant - immer Emigrant" - René König; in: soziologie heute, 3 (2010) 10: 30-33

[10] Richard Albrecht: Ferdinand Tönnies und der Kongreß „Das Freie Wort" 1933: Eine urkundliche Mitteilung; in: Sociologia Internationalis, 28 (1990) I: 87-90; auch in: Lars Clausen; Carsten Schlüter, Hg.: „Ausdauer, Geduld und Ruhe". Aspekte und Quellen der Tönnies-Forschung. Hamburg: Fechner, 1991 , 372 p., hier 291-294; Tönnies´ Rede vom 19. Februar 1933 ebenda: 297-397

[11] Ferdinand Tönnies: Kritik der öffentlichen Meinung. Berlin: Julius Springer, 1922, XII/583 p.; zweite Auflage 2002 in der Ferdinand Tönnies Gesamtausgabe (= FTGA) Bd. 14; in dritter Auflage als Faksimiléausgabe der ersten Saarbrücken: VDM Verlag Dr. Müller, 2006, 583 p.

[12] Frankfurt/Main 1959; neue Auflage 1967, letzte April 1979: 404.-405. Tsd. - Sowohl Tönnies´ empirisch-wissenschaftliche Analyse als auch sein öffentlich-politisches Engagement sind bei heutigen ganzdeutschen Gewerkschaftslinken sei´s unbekannt sei´s tabuiert: Rolf Geffken, Maritimer Klassenkampf; in: junge Welt vom 26. Mai 2010: 10-11; dagegen die historisch-materiale Darstellung: http://de.wikipedia.org/wiki/Hamburger_Hafenarbeiterstreik_1896/97; dort sind auch die jeweils wichtigsten zeitnahen Tönnies-Veröffentlichungen zum Streik 1896/97 als einem der bedeutendsten Arbeiterkämpfe im Deutschen Reich 1871-1918 überhaupt verzeichnet (jeweils vier Beiträge Tönnies´ in der wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Vierteljahreszeitschrift „Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik" und in der politischen Wochenzeitschrift „Ethische Kultur. Wochenschrift für sozial-ethische Reformen"). Tönnies benützt bewusst in englischer Schreibweise den Ausdruck: *Strike*. Seit dem erfolgreichen Arbeitskampf der Buchdrucker in Leipzig (1865) setzte sich zunehmend im Deutschen *Steik* als Lehnwort im

Sinne von kollektiv organisiertem Arbeitskampf zur Interessensdurchsetzung von Arbeitern durch: Wolfgang Pfeifer et.al., Etymologisches Wörterbuch des Deutschen [1989]. München: dtv 3358, ³1995: 1378

[13] Markus Zürcher: Der Mythos der Gemeinschaft. René König als Emigrant in der Schweiz; in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 47 (1995) 1: 157-165; Vortragsversion (1994): http://www.rene-koenig-gesellschaft.de/index.asp?menu=artikeldownload; vgl. Richard Albrecht: „Einmal Emigrant - immer Emigrant" - René König; in: soziologie heute, 3 (2010) 10: 30-33

[14] Theodor Geiger: Ideologie und Wahrheit. Eine soziologische Kritik des Denkens [1953]. Neuwied-Berlin: Luchterhand, 1968: 92 f; ders.: Arbeiten zur Soziologie. Hg. Paul Trappe. Neuwied/Rhein; Berlin-Spandau 1962 [= Soziologische Texte 7]: 78 f.; zum *Begriff der Gemeinschaft* des dort Kritisierten zusammenfassend Ferdinand Tönnies: Der Begriff der Gemeinschaft; in: ders.: Soziologische Studien und Kritiken. Zweite Sammlung. Jena: Gustav Fischer, 1926: 268-276

[15] Ferdinand Tönnies: Macht und Wert der Öffentlichen Meinung; in: Die Dioskuren. Jahrbuch für Geisteswissenschaften, 2 (1923) 1: 72-99

[16] Max Weber: Geschäftsbericht; in: Verhandlungen des Ersten Deutschen Soziologentages [1910] Reden und Vorträge […]. Tübingen: J.C.B. Mohr (Siebeck) 1911 [= Schriften der Deutschen Gesellschaft für Soziologie I/1], hier 45-47; vgl. ders.: Vorbericht über eine vorgeschlagene Erhebung über die Soziologie des Zeitungswesens; als Manuskript gedruckt, Heidelberg o.J., 7 p.; in: Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek Kiel Signatur Cb54.61:1.2.08; es vergingen freilich zwanzig Jahre bis zur ersten daran anschließenden soziologischen Dissertation [Frankfurt/Main, 16. 02. 1931]: Wilhelm Carlé: Weltanschauung und Presse. Eine Untersuchung an zehn Tages-Zeitungen. Als Beitrag zu einer künftigen Soziologie der Presse. Frankfurt/Main: Voigt & Gleiber, 154 p.

[17] Tönnies: Macht und Wert der Öffentlichen Meinung 1923: 72 ff.

[18] Jürgen Habermas: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft [1962]. Neuwied-Berlin: Luchterhand, 1975 (7. Auflage), zit. 346 f., Anm. 39, als in die Buchfassung hurtig eingeschobene Fußnote; kritisch wurde in einer mikroempirischen Studie zur Jürgen-Habermas-Rezeption im deutschsprachigen Netzlexikon *Wikipedia* zu Habermas´ Marburger Habilitationsschrift angemerkt: „Jürgen Habermas, Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft [1962]. Neuwied-Berlin: Luchterhand, 1975 (7. Auflage), 400 p. [= Sammlung Luchterhand 25]; dort fehlt jeder Hinweis auf bedeutsame Studien von Georg Friedrich Rebmann (1768-1824; http://www.bautz.de/bbkl/r/rebmann_a_g_f.shtml; hier einschlägig: Kosmopolitische Wanderungen durch einen Theil Deutschlands [1793]; Neuausgabe Frankfurt/Main: Insel,1968, 167 p. [= Sammlung Insel 34]) und Ferdinand Tönnies (1855-1936; http://www.bautz.de/bbkl/t/toennies_f.shtml; hier einschlägig: Kritik der öffentlichen Meinung. Berlin: Julius Springer, 1922, XII/583 p."; Richard Albrecht: „*Weltmacht Habermas*"; in: Tönnies-Forum, 18 (2009) 2: 5-25, hier 22 [Anmerkung 68]

[19] Rolf Wiggershaus: Jürgen Habermas. Reinbek: Rowohlt, 2004 [= rororo monographie/rm 50644], 156 p., hier 59

[20] Ernst Bloch, Revolution der Utopie. Frankfurt/Main: Campus, 1979, 114 p., hier 87

[21] Elisabeth Noelle-Neumann. Die Schweigespirale. Öffentliche Meinung - unsere soziale Haut. Frankfurt/Main-Wien-Berlin: Ullstein, ²1982 (= Ullstein-Sachbuch 34093), xvi/303 p., hier bes. 91 f.; auch später dies.: Öffentliche Meinung; in: Politische Kommunikation in der demokratischen Gesellschaft. Ein Handbuch mit Lexikonteil. Hg. Otfried Jarren et.al., Wiesbaden: VS, 1998, 764 p., hier 81 ff.; kritisch gegen ihre „Schweigespirale" als „Herdentrieb"-These Richard Albrecht in: Publizistik. 29 [1984] 3–4: 617–621; ders.: „Demoskopie als Demagogie" – Kritisches aus den achtziger Jahren (= Berichte aus der Sozialwissenschaft). Aachen: Shaker, 2007, 32 p. (sowie CD-Rom)

[22] Horst Pöttker, Hg.: Öffentlichkeit als gesellschaftlicher Auftrag. Klassiker der Sozialwissenschaft über Journalismus und Medien. Konstanz: UVK, 2001, 498 p., hier 351-409

[23] Süddeutsche Zeitung 04.12.2002: http://www.perlentaucher.de/buch/12522.html

[24] Winfried Schulz, Politische Kommunikation; in: Günter Bentele, Hg.: Öffentliche Kommunikation: Handbuch Kommunikations- und Medienwissenschaft. Opladen: Westdeutscher Verlag, 2003, 607 p.; hier zitiert nach: http://www.policy-kommunikation.de/neu/SchulzHbPolKomm.pdf

[25] Gabriele Schreib: Die Illusion von „Öffentlichkeit“ und „öffentlicher Meinung“; in: „Ausdauer, Geduld und Ruhe“: 71-101, hier 79

[26] Heinz Maus: Geschichte der Soziologie; in: Handbuch der Soziologie. Hg. Werner Ziegenfuß. Stuttgart: Enke, 1956, 1-120, hier 64; vgl. ders,: A Short History of Sociology. London: Routledge & Keagan Paul, ²1971

[27] Rolf Fechner; Lars Clausen; Arno Bammé, Hg.: Öffentliche Meinung zwischen neuer Wissenschaft und Religion. Ferdinand Tönnies´ “Kritik der öffentlichen Meinung“ in der internationalen Diskussion. München-Wien: Profil, 2005, 303 p. [= Tönnies im Gespräch 3]

[28] Schreib, Illusion …, hier 101; nach Ferdinand Tönnies: Einführung in die Soziologie. Stuttgart: Enke, 1931, 328 p., hier 310. - Netztext des Kapitels aus dem Siebenten Buch von Platons *Politeia*: http://gutenberg.spiegel.de/?id=12&xid=2027&kapitel=1&cHash=a1eadba4

Deutschland kocht über …

Von Uwe Carstens

Können Sie sich noch an Clemens Wilmenrod erinnern? Wilmenrod, der eigentlich Carl Clemens Hahn hieß, drehte im Februar 1953 seine Pilot-Sendung für den Nordwestdeutschen Rundfunk (NWDR): Zusammen mit seiner Ehefrau und einem Grill der Marke "Heinzelkoch" bereitete er in "Bitte in zehn Minuten zu Tisch" Omelett und Kalbsniere zu. Pro Sendung hatte er nur 15 Minuten Zeit. Das Kochen stand deshalb in dieser Zeit im Mittelpunkt – auch wenn Wilmenrod es durchaus verstand, seine Worte geschickt zu wählen. So prägte er zum Beispiel die Begriffe "Venezianischer Weihnachtsschmaus" für ein paniertes Schnitzel und "Arabisches Reiterfleisch" für ein Hackfleischgericht. Jeden Freitag begrüßte er seine Zuschauer pünktlich um 21.30 Uhr mit einem "Ihr lieben, goldigen Menschen". In späteren Sendungen machte er daraus erst "Liebe Freunde in Lucullus" und schließlich "Verehrte Feinschmecker-Gemeinde". Das Publikum liebte es.

Unsterblich im kulinarischen Sinn aber wurde der rundliche Wilmenrod mit der Erfindung des „Toast Hawaii“. Außerdem sorgte er dafür, dass die Pute in Deutschland zu einem typischen Weihnachtsfestbraten wurde. Dabei hatte Wilmenrod keine Ausbildung als Koch, sondern war Schauspieler.

Erst in den 90er Jahren begann der eigentliche Boom der Kochshows. Alfred Biolek war es, der ab 1994 mit "Alfredissimo" eine neue Ära einläutete, die der Koch-Talkshow. Zusammen mit einem prominenten Gast schnippelt er Gemüse, klirrt mit Töpfen - und vor allem: plauderte er. Dazwischen darf eine gepflegte Weinprobe nicht fehlen und ein paar, sich immer wiederholende, praktische Tipps für die Zuschauer. Die Koch Show war vom Service-Stück zur samstäglichen Berieselung geworden.

Cui bono? Wozu also dienen diese vielen Kochsendungen? Es ist kein Geheimnis, dass über 90% der Besitzer von Kochbüchern diese niemals in ihrem Leben nutzen. Und so steht zu vermuten, dass auch die Zuschauer der unzähligen und unsäglichen Koch-Sendungen im TV danach alles tun, nur nicht kochen. Neben täglichen Koch Shows in den beiden öffentlich rechtlichen Anstalten, die zudem in den Spartenkanälen wiederholt werden, hat beinahe jeder Privatsender die eigene Kochsendung in seinem Programm aufgenommen: Deutschland kocht über!

Da wird mit allen möglichen Kochprofis, Küchenlaien und so genannten Prominenten gebraten, geschnitten und gedämpft, was das Zeug hält. Die meist öden Formate zeigen sich zumeist inhaltsleer und versuchen mit geringen Produktionskosten eine Esskultur aufzubauen, die es in Wahrheit so nicht gibt und auch nicht geben kann, denn mehr als jeder zweite Bundesdeutsche ist übergewichtig. Diese Feststellung läuft dem Kochshow-Trend völlig entgegen. Hier wird nämlich in den meisten Sendungen gesundheitsbewusst und vitaminreich zubereitet, während das Fast-Food-Essen das Gegenteil darstellt. Aber es regt sich Widerstand: Immer häufiger hört man das Klagelied, im Fernsehen werde zu viel gekocht und gegessen. Warum?

Vielleicht liegt es daran, dass die Deutschen doch Kants Geisteskinder sind, seine Metaphysik der Diätmoral tief in ihrem Herzen tragen und im Essen den Feind jeder Vernunft sehen, eine lästige Pflicht ohne Lustgewinn. Das Fernsehen indes, ein Medium, frei von aller Metaphysik, ist nicht für Königsberger Imperative, sondern für Königsberger Klopse zuständig und bereitet sie, grob vereinfacht, in vier verschiedenen Varianten von Koch- und Essensendungen zu. Es geht ja voran, und das sogar mit Kants Segen, der beruflich zwar ein Asket, privat aber ein Gourmand war: Noch nie haben in Deutschland so viele Spitzenrestaurants ihr Publikum und ihr Auskommen gefunden, noch nie hat es mehr Drei-Sterne-Köche gegeben.

Was aber, so werden Sie fragen, hat das mit Tönnies zu tun? Sie werden sich wundern – sehr viel. Unter dem Pseudonym „Julia von Egge-Weichling" hat sich Tönnies in dem Artikel „Die Sozialdemokratie in Küche und Keller" in humorvoller Weise vordergründig mit der Kunst des Kochens auseinandergesetzt:

„Die Sozialdemokratie in Küche und Keller[1]

Hiermit – nämlich mit der Sozialdemokratie in der Küche – ist nicht allein die Köchin gemeint. Daß diese rebellisch ist, wissen wir alle – wir Frauen, die, von der Frauenbewegung noch nicht erfaßt, dem Manne so ungleich wie möglich sein wollen. Sie anerkennt keine Autorität, nicht einmal der in höheren Töchterschulen ausgebildeten Geheimrätin. Die Berufung auf das Kochbuch, z. B. auf die allverehrte Henriette Davidis, entlockt ihr nur ein frivoles Lächeln. Die Rohheit und Dreistigkeit der Köchin ist viel älter als die Sozialdemokratie. Sie könnte füglich Sozialdemokratie vor der Sozialdemokratie genannt werden oder die Sozialdemokratie des Nichtseins. Die Köchin ist die Rebellion an sich, sie ist aber zugleich nur ein Bestandteil derselben, freilich der augenfälligste (für uns Frauen nämlich). Augenfällig ist sie schon durch ihre Kleidung, man bemerkt neuerdings entschiedene Vorliebe für Reform, also für eine der Spiegelungen der Sozialdemokratie des Daseins. Sie ist überhaupt sehr für Spiegelungen, besonders Sonntagnachmittags. Der Spiegel, dieses glatte, gleißnerische Instrument, ist aber gleichsam das Symbol der Sozialdemokratie, die unverblümte Ausprägung der materiellen Selbstsucht und Eitelkeit. Uebrigens sagt schon Theodor Storm so treffend wie wahr:

„Köchinnen sind grausam
Und Menschlichkeit wohnt nicht in einer Küche."[2]

Ist es nicht, als ob die Hexenküche der Sozialdemokratie damit charakterisiert würde? Aber in jeder Küche ist heute der gewaltige Drang nach Veränderung und Umwälzung vorhanden. Wo ist der alte offene und ehrliche Herd geblieben? – „Koche mit Gas!" lautet die revolutionäre, sozialdemokratische Parole. Und wie viele Köchinnen, ja

[1] Veröffentlicht im Band 7 der Ferdinand Tönnies Gesamtausgabe. Bei der vorliegenden Glosse handelt es sich um eine Replik auf einen konservativen kunstkritischen Artikel Julius von Pflugk-Harttungs. Sie erschien in „Deutschland. Monatsschrift für die gesamte Kultur", 1905, Bd. 6, S. 586-587. Tönnies war, wie aus dem Impressum hervorgeht, ständiger Mitarbeiter dieser von Graf Paul von Hoensbroech herausgegebenen Zeitschrift.

[2] In Theodor Storms Gedicht „Von Katzen" heißt es allerdings: „Die Köchin aber, Köchinnen sind grausam, Und Menschlichkeit wächst nicht in einer Küche".

ehrbare Frauen, kochen gar mit Petroleum! Die Petroleusen in der Küche!! Kein Wunder, daß eine wüste Gleichmacherei immer mehr in der Kochkunst überhand nimmt. Längst sind die Hotelsaucen berüchtigt; aber auch auf anderen Gebieten sind die feineren Nuancen und Würzen in den Hintergrund gedrängt. Das einzige, was so eine heutige Köchin noch leidlich herstellen kann, ist Kartoffelbrei – ihrer Besinnung entsprechend, wie schon der Ausdruck „Gleichheitsbrei“ andeutet. Ihnen ist eben „allens ejahl“ wie der durch und durch sozialdemokratisch verseuchte Berliner sagt. War doch sogar Bismarck von dieser Sozialdemokratie des Nichtseins, von diesem Nihilismus der Küche angekränkelt, wenn er sich seiner kolossalen Wurschtigkein rühmte: „Ich wüßte nicht, was mir wurschtiger wäre“ – ja freilich, wenn man keine feine Zunge hat, wird man zwischen Blutwurst und Leberwurst keinen Unterschied finden. Und geschmacklos ist die sozialdemokratische Köchin – am liebsten macht sie alle Würste eben nach Blutwurst schmecken – man weiß wohl, warum! Daß im Übrigen der moderne Stil dieser Petroleusen-Köchin nüchtern ist, daß sie eine Neigung zum Alltäglichen der unteren Klassen hat, braucht kaum beigefügt zu werden. Natürlich gibt es auch Angebranntes nicht selten.

Und dann der Kladderadatsch! Ich meine nicht das komische Wochenblatt, sondern die tragische Wochenübersicht des zerbrochenen Geschirrs alle Woche. Haben die Respekt vor Porzellan? Und wenn’s aus der Königlichen Manufaktur ist, macht so’n ruchloses Pöbelweib wohl gar mit republikanischer Absicht den kostbaren Teller kaputt! Der Umsturz wird ja ohnehin zum Prinzip erhoben. „Und allens muß verrunjeniert werden“ ist der Wahlspruch dieser Sorte. Entschuldigen Sie, wenn ich in vulgäres Deutsch verfalle. Schon der Gedanke an diese sozialdemokratische Würstheit infiziert die Feder.

Ja auch im Keller – ich meine nicht Gottfried – nimmt man die Spuren der roten Partei wahr. Kommt nicht von Keller das Wort Kellner her? Und woran denkt der Kellner außer an Trinkgeld? Und was ist der Gedanke an Trinkgeld anders, als Spekulation auf die Gutmütigkeit, auf die Freigebigkeit der besitzenden Klassen? Und wenn nun gar das freie Geschenk als ein Recht gefordert wird, ist nicht die sittliche Weltordnung damit in Frage gestellt? Nicht die Unverschämtheit auf den Thron erhoben? – Von Kellnerinnen will ich schweigen. Ihr Wesen ist so, daß ich es in anständiger Gesellschaft kaum schildern kann. Ihr unsittlicher Kern erscheint in roher, bisweilen geradezu gemeiner Schale, ist also noch schlimmer als Rose Bernd. Die sozialistische Revolution ist eben nicht nur auf der Bühne, nicht nur in der Küche, sie ist auch im Keller anzutreffen. In den meisten modernen Wohnungen glänzt er ja überhaupt schon durch seine Abwesenheit. Wo hat ‘ne anständige Herrschaft noch ‘nen anständigen Keller? Teilen heißt es da, echt modern und kommunistisch. Ich danke für diese großstädtische, sozialdemokratische Korruption. Ich will Herrin im eigenen Hause sein und verlange meinen Keller für mich allein. Aber leider – wie oft ist in den Kellern selbst die Fäulnis zu Hause! Verrottete Äpfel findet man, und Verderbnis überall. Es liegt nahe, ja es ist geboten, diese Verderbnis wie jede andere, mit dem sozialdemokratischen Geist, oder sagen wir in modernen schlechten Geschmack, mit dem Bazillus der Sozialdemokratie in Zusammenhang zu bringen. Jawohl, Bewegung bringt überall hin, auch in Küche und Keller, aber die Bewegung ist Zersetzung.

Wenig wirklich erfreuliche Erscheinungen, keine wahren Werte hat sie geschaffen. Auch der Weinkeller füllt sich mehr und mehr mit wertlosem Mischmasch, mit schamlosen Fälschungsprodukten. Wer kann sich noch edle Weine leiste? Proletariat wird auch hier die vorherrschende Marke. Schlechter Schaumwein – Massenerzeugnis – ganz wie auf die Bühne und in der Kunstausstellung.

Eine Zeit, die in Küche und Keller das unsichtbare Band guten Geschmacks, der verfeinerten Sittlichkeit verleugnet, ist zum Abbruch reif. Die Geschichte wird richten."

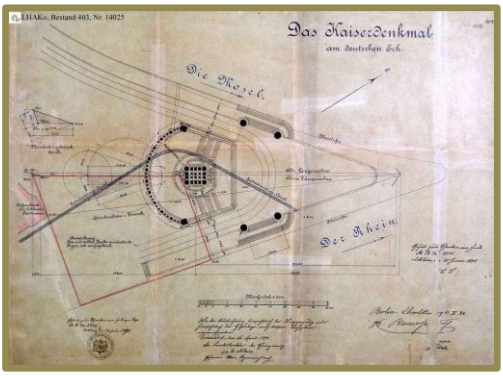
Der Bildhauer Raimund Kittl

Von Uwe Carstens

Im Herzen der grünen Halbinsel Eiderstedt liegt die von 11 Kögen umgebene und mit etwas mehr als 600 Einwohnern recht kleine Flächengemeinde Tetenbüll. Zur Gemeinde Tetenbüll gehören drei weitere Gemeindeteile: Wasserkoog, Warmhörn und Kaltenhörn. Hier am Kaltenhörner Deich, nur wenige Schritte von der Nordsee entfernt, liegt malerisch ein von einem Wasser umgebenes und von Bäumen eingerahmtes Anwesen: Hier lebt und arbeitet der Mann, der bereits zwei Tönnies Denkmäler geschaffen hat und der am 29. Juli sein 80. Lebensjahr vollendet.

Wenn man mit Raimund Kittl ins Gespräch kommt, bemerkt man eine (selbst-) ironische Doppelbödigkeit, die eine Lebenshaltung spiegelt, die sich stets ein gewisses Augenzwinkern bewahrt. Aufmerksam geworden entdeckt man bald, dass hier kein „Einheimischer“, sondern ein „Zugereister“ parliert. In der Tat verrät die weiche, melodiöse Aussprache immer noch den Österreicher, der obendrein noch aus der ehemaligen kaiserlichen Reichshaupt- und Residenzstadt kommt – also ein waschechter Wiener ist.

Dass eine künstlerische Begabung in ihm schlummerte, muss der junge Raimund Kittl recht bald gemerkt haben, jedenfalls erschloss er sich das ganze Feld der Herstellung von Skulpturen und Plastiken (Kittl: „Ich habe schneller einen Kopf geknetet als gezeichnet!“) und es war nur konsequent, dass er die Meisterprüfung zum Modellbildhauer ablegte. Zunächst schlug sich der junge Bildhauermeister als Restaurateur von Denkmälern durch, denn da gab es nach dem Krieg besonders in Deutschland eine Menge zu reparieren. Recht bald schon übernahm Kittl eine Metallgießerei in Düsseldorf, die sich auf einer Rhein-Landzunge im Hafenbecken am Ende der Bremer Straße befindet. Hier nun hat Kittl eine Reihe spektakuläre Denkmäler geschaffen oder repariert – und von der wohl schwierigsten Arbeit soll hier die Rede sein – sie steht auf dem „Deutschen Eck“.



Am 31.8.1897 wurde das Denkmal eingeweiht (Plan von 1895)

Das Deutsche Eck[1] ist eine künstlich aufgeschüttete Landzunge in Koblenz an der Mündung der Mosel in den Rhein. Im Jahr 1897 wurde hier von Professor Bruno Schmitz und dem Bildhauer Professor Emil Hundrieser, zwei Berliner Künstler, ein monumentales Reiterstandbild des Deutschen Kaisers Wilhelm I. geschaffen, das als Denkmal für die Deutsche Reichsgründung 1871 konzipiert war. Das Denkmal zeigt den Kaiser zu Pferd in dem weiten Umhang eines Feldmarschalls mit Helm und Federbusch. Neben dem Pferd schreitet eine weibliche Genienfigur, die Krone tragend – eingeweiht wurde das Denkmal 1897.

Kurz vor Ende des Zweiten Weltkriegs, am 16. März 1945, wurde das Reiterstandbild durch eine amerikanische Artilleriegranate beschädigt. Zwischen 1953 und 1990 diente der Sockel als „Mahnmal der Deutschen Einheit“. Seit dem Krieg wurde immer wieder über eine Neugestaltung des Denkmals diskutiert. Alle Pläne scheiterten jedoch entweder an der fehlenden Finanzierung oder daran, dass sie sich nicht mit der Idee des Mahnmals vertrugen. Durch die Wiedervereinigung Deutschlands 1990 verlor das Mahnmal jedoch seinen sinnstiftenden Gedanken. Eine private Stiftung des Koblenzer Verlegerehepaares Theisen (Ex-Verleger der *„Rhein-Zeitung“*) ermöglichte dennoch die Rekonstruktion des Reiterstandbilds.[2]

Der verbliebene Sockel wurde nach 1945 zum Mahnmal der deutschen Einheit umfunktioniert

[1] Ursprünglich hieß die Stelle, an der die Mosel in den Rhein mündet, “Deutscher Ordt”. Erst später wurde daraus “Deutsches Eck”. Hier hatten die Ritter des “Deutschen Ordens” auf einem vom Erzbischof Theoderich von Wied an den Orden geschenkten Stück Land der Kastorkirche samt einem ihr zugehöriges Krankenhaus. Der Sinn dahinter war klar: Durch die Ritter sollte die Krankenpflege vor Ort sichergestellt werden. Wie eingangs schon erwähnt, handelt es sich bei dem heutigen “Deutschen Eck” um eine künstlich errichtete Landzunge. Dabei wurde das den Rittern geschenkte Gebiet mit einer Sandbank verbunden, um so einen kleinen Hafen zu schaffen. Im Volksmund wurde diese Verlängerung des Hunsrück bald “Hundeschwanz” (lokal: Honsschwanz) genannt.

[2] Ausgelöst wurde Theisens Spendierfreudigkeit durch ein "privates Doppeljubiläum". Er feierte 1987 den 30. Hochzeitstag und wurde 60 Jahre alt. Monatelang grübelten Theisen und Ehefrau Anneliese, mit welcher Gabe sie die Koblenzer beglücken könnten. Während einer Urlaubsreise durch Australien kam dem promovierten Juristen der zündende Einfall. Bei Gesprächen mit Australiern, die schon die Bundesrepublik besucht hatten, wurden ihm immer wieder drei Örtlichkeiten genannt, die den Deutschland-Touristen in besonderer Erinnerung waren: Neuschwanstein, Oberammergau - und das "Deutsche Eck" in Koblenz, wo Rhein und Mosel zusammenfließen. Inspiriert von dieser touristischen Hitliste, überraschte Lokalpatriot Theisen die Mainzer Landesregierung mit einem kuriosen Angebot: Drei Millionen Mark wolle er für die Wiederherstellung eines monströsen, 14 Meter hohen Reiterstandbildes von Kaiser Wilhelm I. ausgeben

Das Vorhaben wurde in Koblenz kontrovers diskutiert, weil ein Denkmal für Wilhelm I. von vielen als nicht mehr zeitgemäß empfunden wurde. Unter anderem führte man seine Vergangenheit als „Kartätschen Prinz“ zur Zeit der Märzrevolution an, bei der er die Revolutionäre in Berlin hatte zusammenschießen lassen. Als Argumente für die Rekonstruktion des Denkmals wurden vor allem der touristische Aspekt und die Wirkung in der Stadtsilhouette angeführt.

Am 16. März 1945 wurde das Reiterstandbild von einer amerikanischen Artillerie Granate getroffen. Die Einweihung des jetzt aus widerstandsfähigem Bronzeguss von Raimund Kittl geschaffenen Denkmals erfolgte am 25.9.1993

Die Realisierung der Rekonstruktion wurde erst möglich, nachdem das Land Rheinland-Pfalz seine Besitzrechte an dem Denkmal auf die Stadt Koblenz übertragen hatte. Der Stadtrat akzeptierte daraufhin die Schenkung der Eheleute Anneliese und Dr. Werner Theisen. Raimund Kittl wurde mit der Nachbildung der 1945 zerstörten Skulpturengruppe beauftragt, die nun aus widerstandsfähigem Bronzeguss und nicht mehr aus Kupferplatten bestehen sollte. Im Mai 1992 traf das Reiterstandbild via Schiff über den Rhein in Koblenz ein, wo es zunächst im Rheinhafen zusammengebaut wurde. Am 2. September 1993 hievte der größte fahrbare Gittermastkran Europas das Reiterstandbild auf den Denkmalsockel. Die Aufstellung fand an dem Tag statt, der im Kaiserreich als „Sedantag“ gefeiert worden war, zum Zeichen des Sieges der deutschen Staaten unter der Führung des späteren Kaisers Wilhelm I. über Frankreich. Auf deutscher Seite war dies nicht aufgefallen, wohl aber in Frankreich. Die feierliche Einweihung fand schließlich am 25. September 1993 statt. Das insgesamt 37 Meter hohe Monument – 14 Meter entfallen übrigens allein auf das Reiterstandbild ist heute

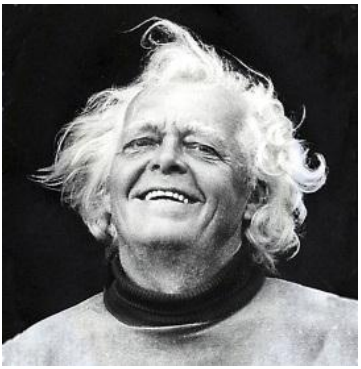
Besuchermagnet für mehr als 2 Millionen Menschen jährlich und gehört seit 2002 zum UNESCO-Welterbe Oberes Mittelrheintal.

Ein weiteres Denkmal, das Raimund Kittl geschaffen hat, zeigt eine überaus bekannte volkstümliche Gestalt: Das Willy Millowitsch Denkmal. Zunächst auf dem Eisenmarkt direkt vor dem „Hänneschen-Theater“ in Köln aufgestellt zog das Denkmal 2011 auf den Gertrudenplatz, der in „Willy Millowitsch Platz“ umbenannt wurde.[3]

Denkmal von Willy Millowitsch, das 1992 auf dem Eisenmarkt in der Kölner Altstadt aufgestellt wurde

Aber auch als Akademiker war Raimund Kittl tätig. Bis zu seiner Pensionierung hatte der Künstler als Leiter der Gießerei an der Düsseldorfer Kunstakademie einen Lehrauftrag („Meine Frau hatte mir dazu geraten – wegen des sicheren Einkommens“). 1999 übergab nun der „Gürtler- und Ziselier-Meister“ Kittl die Metallgießerei in Düsseldorf an seinen Mitarbeiter Rolf Kayser, der diesem Betrieb bis heute erfolgreich vorsteht. Raimund Kittl zog sich in den hohen Norden zurück. Daran soll ein hierorts bekannter Künstler und Aktionist nicht unschuldig gewesen sein: Hein Hoop.

[3] Finanziert wurde das Denkmal 1992 von dem Kölner Theatermann Harry Owens. Millowitsch starb am 20. September 1999 im Kölner St.-Elisabeth-Krankenhaus (Hohenlind) an Herzversagen im Alter von neunzig Jahren.



Der Künstler, der in keine Schublade passt:
Hein Hoop (1927-1986)

Hein Hoop (1927-1986) lebte als freier Künstler auf der Halbinsel Eiderstedt in Schleswig-Holstein. Hoop erlernte das Holzbildhauerhandwerk an der Werk Kunstschule Flensburg und studierte Kunst an der Montana-State-University in Missoule, USA. Er war Maler; Bildhauer, Schriftsteller, Journalist und Aktionskünstler und veröffentlichte in hoch- und niederdeutscher Sprache. Seine oft satirisch-irrwitzigen Texte wurden vielfach vertont, u.a. von Knut Kiesewetter, Hannes Wader oder Fiede Kay.[4] Über Hoop sagte Raimund Kittl: „Mit ihm habe ich in Flensburg zusammengearbeitet. Ich nannte ihn den „Penis-Schnitzer“ und er hat wesentlichen Anteil daran, dass meine Frau und ich nach Nordfriesland zogen.“

1989 beschloss die Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft zum 135. Geburtstag von Ferdinand Tönnies ein Denkmal für den großen Soziologen an seinem Geburtsort Oldenswort zu errichten. Es war dies das erste Denkmal für einen Soziologen überhaupt. Raimund Kittl, der den Auftrag dafür bekam, wählte die Form eines alten Pergamentes aus, auf dem die Kernsätze aus „Gemeinschaft und Gesellschaft“ zu lesen sind. Über den Worten „Gemeinschaft entsteht im Gefühl natürlicher Zusammengehörigkeit“ und „Gesellschaft ist ein vorübergehendes und zweckhaftes Zusammenleben“, hatte Kittl den Kopf von Tönnies modelliert. Am 26. Juli 1990 enthüllte die seinerzeit 19 Monate alte Urenkelin von Tönnies, Kirstine, in bravouröser Manier das Denkmal.

Der damalige Präsident der FTG Lars Clausen hob bei seiner Festansprache hervor, dass Ferdinand Tönnies es sich zur Aufgabe gemacht hatte, das herauszuarbeiten, was die Menschen zusammenhält. Er sei einer der sehr wenigen bedeutenden Soziologen ländlicher Herkunft gewesen. Das habe ihn besonders sensibel für die zunehmende Vergesellschaftung der Lebenszusammenhänge im Zuge der industriellen Entwicklung gemacht. Die Husumer Nachrichten schrieben: „Ein Denkmal erinnert jetzt in Ol-

[4] Hein Hoop gilt als der Erfinder der „Wattolümpiade“. 1972 veranstaltete er den ersten Event dieser Art in der Nähe seiner Galerie in Katingsiel am Eiderdamm. Eine seiner bekanntesten Aktion, die "Gezeitentür" wurde von einigen TV-Sendern aufgegriffen. In einer außergewöhnlich langen Sequenz wurde in Echtzeit gezeigt, wie sich die Tür durch die Flut öffnet und durch die Ebbe wieder schließt. 2007 wurde Hein Hoop zu Ehren diese Aktion vom „Wattikan“ auf dem Wattkampfgelände in Soesmenhusen / Brunsbüttel wiederholt.

denswort an Prof. Dr. Ferdinand Tönnies. Tönnies gilt als der Begründer der Soziologie in Deutschland und wurde mit seinen Arbeiten weltweit bekannt. Zur Enthüllung des Tönnies-Denkmals in seinem Geburtsort war eine Reihe von prominenten Wissenschaftlern nach Oldenswort gekommen. Den weitesten Weg hatte wohl Shoji Kato, Professor an der Nagoya Universität in Japan, hinter sich [...] Anwesend war unter anderen auch Prof. Dr. Günther Rudolph von der Akademie der Wissenschaften in Ost-Berlin. [...] Geschaffen wurde das Denkmal von Raimund Kittl. Es sei mehr ein Erinnerungsmal als ein Denkmal, sagte Kittl bei der Enthüllung. Deshalb habe er die Form eines alten Pergaments gewählt, auf dem einige Kernsätze aus dem Werk des Soziologen stehen.“[5]

Am 26. Juli 1990 wurde das „Tönnies-Denkmal“ in Oldenswort von Kirstine Tönnies enthüllt und von Raimund Kittl vorgestellt

Flankierend zur Denkmalsenthüllung wurde in der Oldensworter Raiffeisenbank, die das Denkmalsprojekt finanziell unterstützt hatte, eine Ausstellung eröffnet, die das Leben und Wirken von Tönnies skizziert. Da Kittl einen weiteren Kopf von Tönnies geformt hatte, konnte die Tochter von Ferdinand Tönnies, Franziska Heberle, im Mai 1993 der Husumer Ferdinand-Tönnies-Schule diesen in einer Feierstunde übergeben.

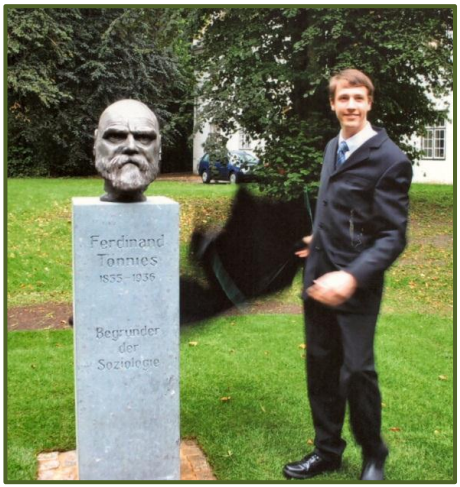
[5] Husumer Nachrichten vom 28. Juli 1990.

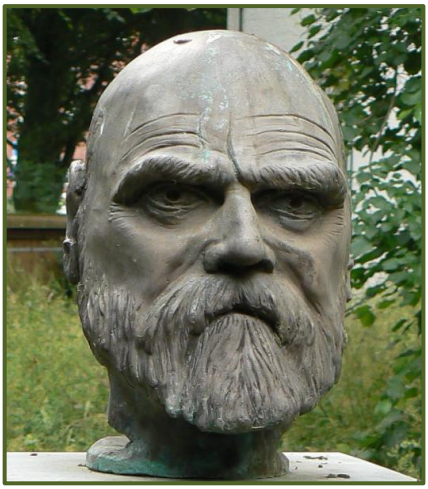
Franziska Heberle, geb. Tönnies, konnte 1993 der Ferdinand-Tönnies-Schule in Husum eine Kopie des Tönnies' Kopfes überreichen

Das zweite Denkmal, das Kittl von Tönnies schuf, entstand schon in seiner Werkstatt am Kaltenhörner Deich. Zum 150. Geburtstag des Begründers der Soziologie in Deutschland sollte in Husum, der Stadt also, in der Tönnies die wichtigsten Arbeiten seines wissenschaftlichen Lebens schrieb, ein Denkmal errichtet werden. Der Schulleiter der Husumer „Ferdinand-Tönnies-Schule", Rektor Peter Empen, hatte die Idee, unweit des Storm-Denkmales analog dazu ein Tönnies-Denkmal aufzustellen. Zwar verhinderte die Denkmalsbehörde erfolgreich den Einzug des Soziologen in den Husumer Schlosspark und auch eine (ideale) Platzierung rechts vor dem Eingangstor wurde nicht gestattet (das Denkmal würde die Sicht auf das Renaissanceportal aus dem 17. Jahrhundert beeinträchtigen). Schließlich einigte man sich auf einen Platz, von dem aus Ferdinand Tönnies auf das elterliche Kavaliershaus schaut und sowohl von Schlosspark- als auch von Schlossbesuchern gesehen werden kann.[6]

Am 14. September 2005 um 11:00 Uhr begann die Feier der „Denkmalsenthüllung". Selbstverständlich war auch dieses Datum kein Zufall. Mit der feierlichen Einweihung des Denkmales konnte gleichzeitig der 188. Geburtstag von Theodor Storm begangen werden.

[6] Der Pellwormer Mäzen Detlef Auvermann versucht seit geraumer Zeit mit viel Engagement die Versetzung des Denkmals an den genannten „idealen Ort" zu erreichen, aber es braucht eben auch in Husum alles seine Zeit.



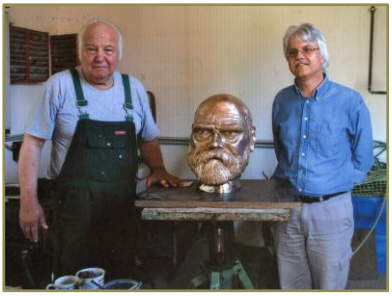


Am 14. September 2005 enthüllte John Carstens das zweite Tönnies Denkmal, das vor dem Husumer Schloss aufgestellt wurde

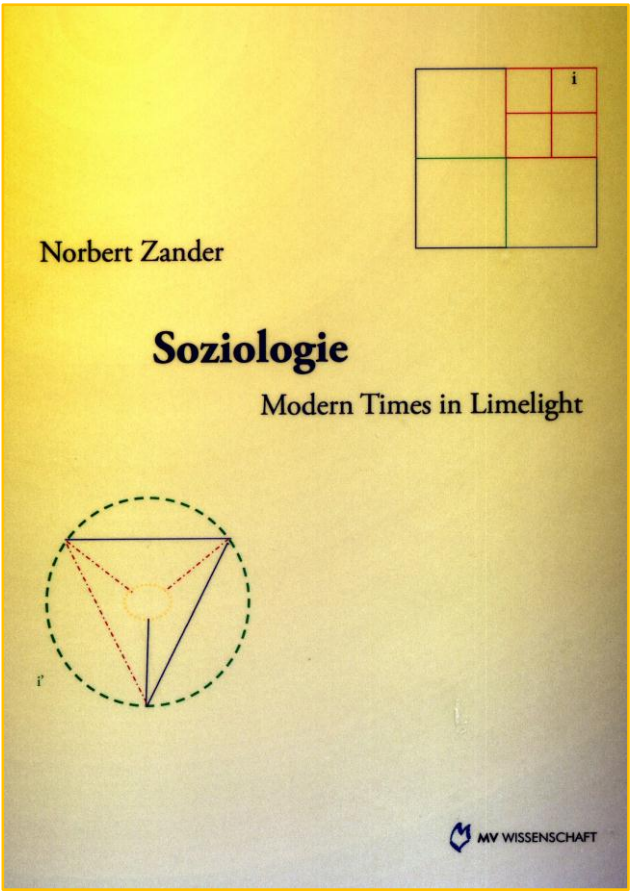
In seiner Begrüßungsansprache sagte Peter Empen u.a.: „Wir meinen es gut mit unseren Söhnen. Nach Ferdinand Tönnies ist in Husum eine Straße und eine Schule benannt.“ Vor zahlreichen Festgästen, die trotz des „Regens von allen Seiten“ (so Empen) gekommen waren hielt der Geschäftsführer der Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft Uwe Carstens die Festansprache.

2012 nun kann der Künstler Raimund Kittl seinen 80. Geburtstag feiern. Die Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft bedankt sich bei ihm auf diesem Wege für zwei wundervolle Kunstwerke und wünscht dem Erkrankten nicht nur baldige Genesung, sondern ihm und seiner tüchtigen Frau einen erfüllten Lebensabend.

2005 in der Werkstatt von Raimund Kittl



Die FTG macht auf folgendes Buch aufmerksam



Wer sich für die Soziologie überhaupt interessiert und ein Werk von 805 Seiten nicht scheut, dem sei unbedingt das Buch von Norbert Zander anempfohlen. Dem Autor gelingt es, den manchmal sperrigen Stoff spannend auch für „Nichtfachleute“ aufzubereiten. Wer es beginnt, wird es nicht mehr ungelesen aus der Hand legen!

Beispiel: „Oft wurde dem Autor gesagt, dass Sozialwissenschaften ohne Soziologie schön sein müssten. Zander fragt über den Gang durch die Geschichte der angesprochenen Wissenschaft auch schlicht nach, ob denn Soziologie die Schönheit verderben will oder gar hässlich machen kann. Er kommt zum Ergebnis, dass oftmals Unwissenheit und Dummheit mit dem Wörtchen schön kaschiert wird.“

Schriftenreihe der Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft e. V.

Bücher der Schriftenreihe der Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft e.V., herausgegeben von Prof. Dr. Wilfried Röhrich.

Folgende Bände sind bisher erschienen:

Band 1: *Ferdinand Tönnies*, Die Tatsache des Wollens. Aus dem Nachlass herausgegeben und eingeleitet von Jürgen Zander, Berlin 1982, 128 S.

Band 2: *Wilfried Röhrich (Hrsg.)*, Vom Gastarbeiter zum Bürger. Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland, Berlin 1982, 97 S.

Band 3: *Wilfried Röhrich (Hrsg.)*, Aspekte der Kritischen Theorie, Berlin 1987, 89 S.

Band 4: *Cornelius Bickel und Rolf Fechner (Hrsg.)*, Ferdinand Tönnies – Harald Höffding: Briefwechsel, Berlin 1989, 339 S.

Band 5: *Carsten Schlüter und Lars Clausen (Hrsg.)*, Renaissance der Gemeinschaft? Stabile Theorie und neue Theoreme, Berlin 1990 256 S.

Band 6: *Rolf Fechner und Carsten Schlüter-Knauer (Hrsg.)*, Existenz und Kooperation. Festschrift für Ingtraud Görland zum 60. Geburtstag, Berlin 1993, 315 S.

Band 7: *Lars Hennings*, Familien- und Gemeinschaftsformen am Übergang zur Moderne. Haus, Dorf, Stadt und Sozialstruktur zum Ende des 18. Jahrhunderts am Beispiel Schleswig-Holsteins, Berlin 1995, 183 S.

Band 8: *Rolf Fechner und Herbert Claas (Hrsg.)*, Verschüttete Soziologie. Zum Beispiel: Max Graf zu Solms, Berlin 1996, 307 S.

Band 9: *Uwe Carstens und Carsten Schlüter-Knauer (Hrsg.)*, Der Wille zur Demokratie. Traditionslinien und Perspektiven, Berlin 1998, 475 S.

Band 10: *Frank Osterkamp*, Gemeinschaft und Gesellschaft: Über die Schwierigkeiten einen Unterschied zu machen, Berlin 2005, 458 S.